

**Zeitschrift:** Zeitschrift für schweizerische Kirchengeschichte = Revue d'histoire ecclésiastique suisse

**Herausgeber:** Vereinigung für Schweizerische Kirchengeschichte

**Band:** 93 (1999)

**Buchbesprechung:** Rezensionen = Comptes rendus

**Autor:** [s.n.]

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Rezensionen – Comptes rendus

**Helvetia Sacra IV/1: Les chanoines réguliers de Saint-Augustin en Valais: le Grand-Saint-Bernard, Saint Maurice d'Agaune, les prieurés valaisans d'Abondance**, par Gilbert Coutaz, Veronika Feller-Vest, Elsanne Gilomen-Schenkel, Germain Hausmann, Philipp Kalbermatten, Gregor Zenhäusern. Réd. Brigitte Degler-Spengler et Elsanne Gilomen-Schenkel, Bâle, Francfort-sur-le Main, Helbing et Lichtenhahn, 1997, 564 S.

Der vorliegende Band ist nach dem Band über die Antoniter, die Chorherren vom Hl. Grab in Jerusalem und die Hospitaliter vom Hl. Geist (*Helvetia Sacra* IV/4, erschienen 1996) der zweite der Abteilung IV der *Helvetia Sacra*, gewidmet den Orden, welche die Augustinerregel befolgen. Er unterscheidet sich insofern von einem «normalen» *Helvetia Sacra* Band, als er nicht alle Niederlassungen der Augustinerchorherren auf einmal und in alphabetischer Reihenfolge behandelt, sondern die beiden Walliser Niederlassungen auf dem Grossen St. Bernhard und in St-Maurice vorab herausgreift, weil diese den «normalen» Umfang eines Bandes gesprengt hätten, und auch in Vorbereitung auf den Walliser Bistumsband, welcher als einziger der Abteilung I (Erzbistümer und Bistümer) noch aussteht<sup>1</sup>. Der Bearbeitung stellten sich manche Hindernisse in den Weg, so die Tatsache, dass der Grosse St. Bernhard wesentlich besser erforscht war als die Niederlassung in St-Maurice und deshalb von einem einzigen Autor, Gregor Zenhäusern, bewältigt werden konnte, während für St-Maurice vier Autoren im Einsatz standen: Elsanne Gilomen-Schenkel, Gilbert Coutaz, Germain Hausmann und Philipp Kalbermatten (in chronologischer Reihenfolge). Die Beiträge von Zenhäusern, Frau Gilomen-Schenkel und Kalbermatten, welche rund zwei Drittel des Bandes ausmachen, mussten zudem ins Französische übersetzt werden, eine Arbeit, in welche sich Isabelle Bissegger-Garin, Alain Nadeau und Françoise Vannotti teilten.

<sup>1</sup> Siehe auch Brigitte Degler-Spengler, *L'Helvetia Sacra et la Suisse romande III. Rapport spécialement rédigé à l'intention du Valais*, in: *Vallesia* 51 (1996), 217–238.

Auffällig und erstaunlich ist, wie stark die beiden benachbarten (und heute noch bestehenden!) Niederlassungen des gleichen Ordens sich voneinander unterscheiden und wie wenig sie miteinander zu tun hatten (und haben). Als das Hospiz auf dem Grossen St. Bernhard, dem höchsten der Alpenpässe überhaupt und der kürzesten Verbindung zwischen Aosta- und Rhonetal, im 11. Jh. von Bernhard von Menthon (Archidiakon von Aosta, kanonisiert 1123) gegründet wurde, hatte die Niederlassung in St-Maurice, gegründet zu Beginn des 6. Jhs. vom burgundischen König Sigismund mit dem Auftrag zur «laus perennis», dem immerwährenden Gotteslob, bereits eine reiche Geschichte als karolingisches und burgundisches Hauskloster hinter sich, dessen Äbte teilweise mit den burgundischen Königen und auch mit den Bischöfen von Sitten identisch waren und dessen Kanzlei sich teilweise mit derjenigen der burgundischen Könige deckte. St-Maurice besass Priorate in der nachmaligen Schweiz und Frankreich, der Grosse St. Bernhard entlang der grossen Verkehrsstrassen bis nach England und Italien. Zu einer Vereinigung der beiden Niederlassungen kam es nur gerade und ohne Folgen in den Jahren 1812-1814, verfügt von Napoleon, der den Chorherren des Grossen St. Bernhard 1801 ausserdem die Führung eines ähnlichen Hospizes auf dem Simplon überbunden hatte. Die Bernhardinerhunde, die vielleicht bekannter sind als die Chorherren selbst, sind erstmals um 1700 bezeugt.

Im Anschluss an die beiden Artikel werden von Gregor Zenhäusern bzw. Gilbert Coutaz die äusserst komplexen Archiverhältnisse geschildert; die Beschreibungen sind um so willkommener, als gerade die Quellen von St-Maurice nur sehr schwer zugänglich und noch kaum erschlossen sind. Von den Prioraten des Grossen St. Bernhard werden 166 genannt und die schweizerischen näher beschrieben, von denen von St-Maurice die schweizerischen und die französischen, und schliesslich auch noch die vier Walliser Priorate (Géronde, Kippel, Niedergesteln und Val d'Illicz) der französischen Abtei Abondance, welche im 11. Jh. von St-Maurice aus gegründet werden war. Die Übergabe des gehaltvollen Bandes an die Öffentlichkeit am 6./7. September 1997 war mit einem Kolloquium in St-Maurice (mit Beiträgen von Gilbert Coutaz, Gregor Zenhäusern, Jean-Philippe Lonfat und dem Chorherrn Jean-Michel Girard)<sup>2</sup> und einer eindrücklichen Fahrt auf den Grossen St. Bernhard, veranstaltet von der Société d'histoire de la Suisse romande und ihrer Vizepräsidentin, Françoise Vannotti, verbunden.

Freiburg

KATHRIN UTZ TREMP

<sup>2</sup> Gedruckt in: Vallesia 52 (1997).

*Reinhold Kaiser, Churrätien im frühen Mittelalter. Ende 5. bis Mitte 10. Jahrhundert*, Basel, Schwabe & Co. AG Verlag, 1998, 290 S., reich illustriert.

Es war ein lang gehegtes Desiderat, die Resultate der Geschichtsforschung, die in zahlreichen Studien der letzten Jahrzehnte zur Bündner Geschichte verschiedene neue Aspekte herausstellte, in einer Synthese zusammenzufassen. Eine solche Synthese hat nun der Zürcher Mediävist Reinhold Kaiser geleistet. Wir sind ihm zu ausserordentlichem Dank verpflichtet, nicht zuletzt deshalb, weil ihm dies hervorragend gelungen ist. Die unübersichtliche Literatur hat er souverän bewältigt, und er beherrscht die Kunst, die Forschung verständlich und doch historiographisch präzise zusammenzufassen und auch kritisch zu diskutieren. Das Werk ist in drei grosse Teile gegliedert: Es befasst sich erstens mit den politischen Organisationsformen, zweitens mit Kult und Kirche, Kunst und Kultur und drittens mit der frühmittelalterlichen Siedlung und Grundherrschaft, der Sozialstruktur und Wirtschaft Churrätiens. Es ist ihm ausserordentlich gut gelungen, die heutigen Forschungsrichtungen zusammenzufassen, in Politik, Wirtschaft, Kultur und Mentalitätsgeschichte. Verständlich, denn er kennt die aktuelle französische Forschung und ihre innovativen Forschungstendenzen aus eigener Erfahrung und eigenen Forschungen. Ein entscheidendes Plus des Buches ist es auch, dass es sehr gezielt und überlegen illustriert ist. Zahlreiche Karten, die zum Teil in einer Urfassung bereits vorlagen, illustrieren und erklären zusätzlich die Aussagen des Autors. Besonders dankbar muss man dem Autor sein für die ausführliche Bibliographie, die Quellenzusammenstellung und die drei Register (Orte, Personen, Sachen). Die Abbildungen erfahren, wie dies nicht immer üblich ist, durchwegs eine sinnvolle und aufschlussreiche Kommentierung. Damit werden die Bildquellen nicht nur als Illustration ausgewertet, sondern dienen auch als historische Zeugnisse für das im Text Gesagte. Aus seinen reichen Vergleichsmöglichkeiten heraus versteht es der Autor ausgezeichnet, die spezifische Situation Churrätiens in einen europäischen frühmittelalterlichen Zusammenhang zu stellen, aus welcher Perspektive er zahlreiche neue Ergebnisse gewinnen kann. Eigens hervorzuheben ist auch die Tatsache, dass Churrätien im alten Umfang berücksichtigt und nicht auf Graubünden reduziert ist. Dadurch gewinnt das Werk an hoher Bedeutung auch für die Nachbarregionen Südtirol, Tirol, Vorarlberg, Liechtenstein, St. Gallen, Glarus, Norditalien, Tessin. Es ist gewiss, dass dieses Werk über fast 500 Jahre früher churrätischer Geschichte noch lange eine zentrale und unübergehbare Bedeutung behalten wird. Es ist nur zu wünschen, dass die Publikation in ein neues Bild für das allgemein interessierte Publikum um gemünzt werden kann. Die Voraussetzungen dafür sind durch die elegante und gut verständliche sprachliche Darstellung des Inhaltes optimal. Man muss den alten churrätischen Raum darum beneiden, eine so glückliche Übersichtsdarstellung über seine Wurzeln und seiner frühen Geschichte erhalten zu haben.

St.Gallen

WERNER VOGLER

*Michele Camillo Ferrari, Il 'Liber sanctae crucis' di Rabano Mauro. Testo, immagine, contesto.* Prefazione di Claudio Leonardi, Bern, Peter Lang, 1999, XIX, 527 p., 19 ill. (Lateinische Sprache und Literatur des Mittelalters, Bd. 30)

Le *Liber sanctae Crucis* du moine et poète carolingien Raban Maur (+ 856) contient 28 *carmina figurata* en l'honneur de la Croix du Christ. Ces *carmina* ont joui d'une très grande popularité jusqu'à l'époque baroque, leur conception de base, fondant images et texte étant absolument unique pour l'ensemble du Moyen Age. Au centre de ces *carmina figurata* se trouve la fonction cosmique de la Croix, qui n'est pas considérée par Raban Maur comme un symbole, mais comme la structure fondamentale de l'univers au sens concret du terme. A ce titre, cette oeuvre est intimement liée au culte carolingien de la Croix. Mais son auteur est aussi un poète qui prend part aux débats les plus importants de son temps, ce qui signifie qu'étudier le *Liber sanctae Crucis* conduit directement au coeur des grands problèmes spirituels et idéologiques de l'époque carolingienne. A cela s'ajoute que, comme le démontre parfaitement l'auteur de cette intéressante étude, Raban Maur écrit ses *carmina figurata* en les fondant dans le manuscrit lui-même. Le *Liber sanctae Crucis* de Raban Maur porte la conception carolingienne du codex à son apogée; texte, image et conception du livre sont absolument indissociables. Contrairement à d'anciennes interprétations, aujourd'hui complètement dépassées, le *Liber sanctae Crucis* ne peut plus être considéré comme une simple curiosité littéraire. Raban Maur nous livre au contraire une oeuvre d'une très grande complexité, qui mêle invention poétique, créativité symbolique et profondeur théologique et intellectuelle. Michele Camillo Ferrari a parfaitement raison de conclure qu'il s'agit d'une oeuvre «centrale pour la culture et la mentalité de son temps, l'âge de Charlemagne».

Le *Liber sanctae Crucis* méritait d'être soumis à une analyse philologique et historico-littéraire d'envergure, qui réussisse à placer cette oeuvre capitale de la poésie carolingienne dans une perspective de longue durée, pour mieux mesurer aussi son influence littéraire.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

*Hrabanus Maurus, De rerum naturis. Il codice 132 dell'Archivio di Montecassino.* Ideazione: Università degli studi di Cassino. Consulenza scientifica: Dipartimento di filologia e storia, Scuola di specializzazione per conservatori di beni archivistici e librari della civiltà medievale. CD-ROM, requisiti minimi (PC): 486, MS Windows 3.1, 8 Mb RAM, 5 Mb di spazio libero sul disco fisso, scheda grafica con almeno 2Mb VRAM con risoluzione 1024 x 768 a 65000 colori. Realizzazione tecnica: A.C.T.A. Spa.

Alla soglia del terzo millennio negli ambienti filologici l'ideazione e l'uso di CD-ROM è tutt'ora materia controversa. Agli entusiasti che si adoperano per la sua diffusione si affiancano i *laudatores temporis acti* che vedono nell'avanzata dei nuovi mezzi di comunicazione elettronica l'inizio della fine della civiltà. Questi ultimi non sembrano rendersi conto che è ormai impossibile fare marcia indietro e che si tratta ora di sfruttare al meglio le possibilità della tecnica.

Un buon esempio del potenziale a disposizione è offerto dal CD-ROM recensito. Si tratta del facsimile elettronico di una delle maggiori realizzazioni dello scriptorio di Montecassino nella prima metà dell'XI sec. (venne scritto sotto l'abate Teobaldo, 1022-1035). È un'imponente copia (la prima illustrata) dell'enciclopedia di Rabano Mauro 'De rerum naturis', scritta dall'autore qualche anno dopo aver abbandonato la carica di abate di Fulda nell'842. Il manoscritto di Montecassino si segnala per la decorazione (miniature e iniziali) di grande ricchezza. Si è molto discusso sull'origine delle illustrazioni e alcuni studiosi hanno ritenuto e ritengono che si tratti di una creazione originale cassinese e non, come pare invece essere il caso, della riproduzione di un fastoso esemplare carolingio proveniente da Fulda. Nel 1994 del codice cassinese venne pubblicato un magnifico facsimile su carta con un ampio commento a più mani realizzato sotto la guida esperta di Guglielmo Cavallo (Rabano Mauro, *De rerum naturis*. Cod. Casin. 132 [dell'] Archivio dell'Abbazia di Montecassino. Commenti a cura di Guglielmo Cavallo. Contributi di G' C' [et al.], Pavone Canovese 1994). Il CD-ROM prodotto a cura dell'Università degli studi di Montecassino non è una riproposta di questa pubblicazione (anche se gli studiosi coinvolti sono in parte gli stessi) ma il suo scopo è identico: permettere la consultazione del manoscritto lontano dalla biblioteca che lo conserva e fornire un'introduzione (unicamente in lingua italiana) alla sua interpretazione. Al contrario del facsimile su carta il CD-ROM può essere però acquistato anche dai comuni mortali. Questo non è un vantaggio da poco, se, come in questo caso, l'apparato d'accesso e di spiegazione è concepito tenendo debito conto delle esigenze dei lettori.

La pagina principale contiene i dati più importanti sul codice: segnatura, provenienza e datazione, un'accurata descrizione codicologica (M. Palma), un contributo sulla decorazione (G. Orofino), una presentazione del testo (G. Braga), notizie storiche (G. Braga) e una bibliografia. Quest'ultima, purtroppo, non è completa (mancano p. es. gli articoli di T. Burrows in *Parergon* 5, 1987, e di B. Clausi negli *Annali di storia dell'esegesi* 6, 1989). Inoltre la bibliografia non contiene titoli che si riferiscono a Rabano in generale. Ma questo corrisponde a una chiara scelta da parte degli autori che concentrano la loro attenzione sul codice cassinese. È una scelta discutibile: per quanto importante sia il codice 132 si tratta pur sempre della copia di un testo dovuto a uno dei più importanti scrittori alto medievali. Rabano non è certo uno sconosciuto, ma nel CD-ROM, che la sua qualità grafica predispone per una diffusione anche al di fuori dei circoli specialistici, non si apprende nulla sull'autore. Il lettore che voglia avvicinarsi al testo tramite il CD-ROM sarà

poi deluso: se non dispone di conoscenze paleografiche specifiche dovrà accontentarsi di ammirare l'elegante beneventana del codice senza poterla decifrare e nel caso volesse sapere che cosa scrisse Rabano deve procurarsi il volume 111 della Patrologia latina che contiene l'unica edizione moderna del 'De rerum naturis'. L'assenza del testo latino è la mancanza più grave di questo CD-ROM. Il rec. se ne rammarica perché la sua struttura e funzionalità possono senz'altro rappresentare un modello per iniziative simili: i pittogrammi sono di facile comprensione (il lettore impiega pochi minuti per imparare a muoversi con agio nel CD-ROM), le immagini sono ben definite e leggibili (a patto che si disponga di uno schermo di medie-grandi dimensioni, 17 o 21 pollici) e possono essere ingrandite. Tutte le miniature e le iniziali sono descritte in dettaglio ed esistono diverse possibilità di ricerca in questi testi (parola intera, ricerca totale, ecc.). Una buona idea date le dimensioni del codice è infine quella dei segnalibri attraverso i quali si possono ritrovare rapidamente le pagine che interessano. In conclusione, il primo e finora unico CD-ROM rabanico sul mercato non è privo di difetti, ma la cura con la quale è stato realizzato servirà a convincere più di uno scettico dell'utilità di questa forma di pubblicazione elettronica.

Zurigo

MICHELE CAMILLO FERRARI

**Herbert Kurz, Der Volto Santo von Lucca. Ikonographie und Funktion des Kruzifixus in der gegürteten Tunika im 11. Jahrhundert.** Regensburg, S. Roderer Verlag, 1997 (Theorie und Forschung 481 / Kunstgeschichte 4), 188 S., 37 Abb.

Der Volto Santo ist ein überlebensgroßes Holzkruzifix, das im Dom zu Lucca aufbewahrt wird und wovon Kopien und Darstellungen eine große Verbreitung in ganz Europa fanden. Auch in der Schweiz gibt oder gab es Beispiele dafür, etwa in Fribourg, Engelberg und Bellinzona. Ursprung und Datierung des Luccheser Kruzifixes sind umstritten. Diese Arbeit, die aus einer Regensburger Dissertation aus dem Jahre 1996 hervorgegangen ist, versucht eine neue Deutung des Volto Santo durch Heranziehung von in diesem Kontext bisher unbeachteten Texten von Augustin (in psalm. 132) und Petrus Damiani. Demnach soll der Volto Santo als ikonographischer Typus ein Produkt jener Luccheser Kreise um Bischof Anselm I. (1057–1073, 1061–1073 Papst unter dem Namen Alexander II.) sein, welche das Domkapitel reformieren wollten. Der Volto Santo sei eine «getreue» Umsetzung der Schriftquellen, welche die Kanoniker an ihr Lebensideal erinnern sollte. Bei Augustin und Petrus Damiani fand Kurz Ausführungen über die Bedeutung des Gürtels und des eng am Leib Christi anliegenden Kleides, die nach Meinung von Kurz im Volto Santo eine regelrechte Verkörperung erfuhren. Da aber die Kanoniker mit Anselms Eifer herzlich wenig anfangen konnten und erfolgreich Widerstand gegen die Reform leisteten, wurde der Volto Santo

zum «Ärgernis» (S. 95) und verschwand, bis man um 1200 eine ähnlich aussehende Kopie aufstellte. Kurz versucht auch, anhand der katalanischen Majestades das Erscheinungsbild des ersten Volto Santo zu rekonstruieren (S. 98ff.).

Es ist hier unmöglich, auf alle Argumente des Verfassers einzugehen. Es sei lediglich darauf hingewiesen, daß allzu viel nicht bis zur letzten Konsequenz durchdacht oder holzschnittartig anmutet, wie z. B. der tiefe Glaube an eine unmittelbare Umsetzung von Texten in Bilder. Und so bizarr und bunt das mittelalterliche Kultleben uns erscheinen mag, glaubt der Rezensent im Gegensatz zu Kurz und älteren Autoren nicht, daß man damals Kultbilder über Nacht umtauschen oder gar verschwinden lassen konnte. Warum hätte man darüber hinaus um 1200 ausgerechnet eine Kopie des «Ärgernisses» angefertigt, wenn kein Interesse mehr für dessen Aussage bestand? In jener Zeit wäre der Typus des leidenden Christus am Kreuz doch näher liegend gewesen. Schließlich, was das Alter des Volto Santo-Typus angeht, wurden in letzter Zeit im Rahmen von Restaurierungen neue und zum Teil überraschende Erkenntnisse veröffentlicht (siehe: Michele C. Ferrari, «*Imago visibilis Christi. Le Volto Santo de Lucques et les images authentiques au moyen âge*», in: *Micrologus* 6, 1998, S. 29–42, bes. S. 32). Der Volto Santo aus Sansepolcro soll z. B. schon im 9. Jahrhundert entstanden sein, wie kürzlich dargelegt wurde: *Il Volto Santo di Sansepolcro. Un grande capolavoro medievale rivelato dal restauro. A cura di Anna Maria Maetzke. Saggi di Marina Armandi [et al.], Cinisello Balsamo 1994*. Dieses Buch erschien drei Jahre vor der Drucklegung von Kurzens Dissertation, aber Kurz kennt es nicht. Seine Abhandlung ist also ein Beispiel für den Albtraum aller Doktoranden, von einer Arbeit neuesten Datums nicht rechtzeitig zu erfahren. Doch sollte man diese Monographie nicht einfach *ad acta* legen, sondern die darin enthaltenen Anregungen in die immer lebendiger werdende Diskussion über die Entstehung des Volto Santo und, im allgemeinen, des dreidimensionalen Kruzifixes im Westen einbeziehen.

Zürich

MICHELE CAMILLO FERRARI

*Keiko Suzuki, Bildgewordene Visionen oder Visionserzählungen. Vergleichende Studien über die Visionsdarstellungen in der Rupertsberger «Scivias»-Handschrift und im Luccheser «Liber divinorum operum»-Codex der Hildegard von Bingen, Bern, Verlag Peter Lang, 1998 (Neue Berner Schriften zur Kunst, 5), 315 S., 45 Taf., 23 Abb.*

Le présent ouvrage a été soutenu comme thèse de doctorat en octobre 1997 à la Faculté des Lettres de l'Université de Berne. Au sein de la très riche bibliographie qui concerne l'une des femmes les plus célèbres du Moyen Age, sainte Hildegarde de Bingen, cette thèse de doctorat analyse de manière détaillée et renouvelée les manuscrits de Rupertsberg et de

Lucques, contenant les célèbres miniatures qui accompagnent, respectivement, le *Scivias* et le *Liber divinorum operum* d'Hildegarde de Bingen.

Pour l'auteur de cette remarquable thèse de doctorat, dans les deux manuscrits, les miniatures se réfèrent de manière systématique aux descriptions des visions de la sainte, et non pas à leur interprétation (audition). Mais dans leurs conceptions, les deux manuscrits divergent. Les miniatures du manuscrit de Rupertsberg ont comme objectif d'actualiser l'apparition visionnaire et la signification des visions. La composition figurative du manuscrit de Lucques apparaît, au contraire, comme plus schématique et statique. Son but principal est de mettre en évidence le contenu des visions. Les miniatures du manuscrit de Rupertsberg contiendraient des «visions devenues images», tandis que le manuscrit de Lucques offrirait des «descriptions de visions».

Il s'agit d'une thèse qui sera sans doute discutée dans le détail, mais dont la clarté argumentative ne pourra pas ne pas être prise en considération avec une grande attention.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

*André Bonnery/Mireille Mentré/Guylène Hidrio, Jérusalem, symboles et représentations dans l'Occident médiéval*, Paris, Jacques Grancher, 1998, 322 p., ill.

Il n'est certes pas besoin d'insister sur le fait que Jérusalem est la ville qui a le plus compté au Moyen Age, au niveau de l'imaginaire collectif, tant sur le plan de la symbolique, de la spiritualité et de la politique. Aucune autre ville, même pas Rome, peut se targuer d'avoir atteint un tel niveau d'influence. Et pourtant, les études médiévales concernant Jérusalem, si elles sont riches, n'offrent que peu de synthèses utiles, pour la recherche et l'enseignement. Cet ouvrage constitue une exception et mérite pour cela une attention certaine. Il a en effet pour but de montrer la place de Jérusalem dans l'imaginaire des gens du Moyen Age, en s'attachant, en premier lieu, à retracer l'histoire de la ville et en suivant la figure changeante de son urbanisme, depuis l'époque d'Hérode, au I<sup>er</sup> siècle, jusqu'au départ des croisés, au XIII<sup>e</sup> siècle. Il présente ensuite les images pittoresques de la Ville sainte à travers les récits, bien souvent méconnus, de pèlerins ou de voyageurs des trois religions. Il s'agit là d'un domaine important, les descriptions médiévales concernant Jérusalem présentant non pas tellement le point de vue de l'observateur objectif, mais le prisme de la foi ou des préoccupations politiques. L'intérêt majeur de cet ouvrage collectif réside justement dans le fait de présenter une excellente synthèse sur un ensemble d'images et d'architectures symboliques de la Ville sainte et de ses monuments. Le volume est divisé en quatre parties. La première étudie l'évolution urbaine de la ville jusqu'au

XIII<sup>e</sup> siècle; la deuxième présente les grands textes médiévaux sur Jérusalem vue par les pèlerins; la troisième s'intéresse aux représentations de la ville et de ses monuments; la quatrième retrace le récit des événements et des espérances liés à Jérusalem (la Jérusalem royale, la Jérusalem dévastée, la Jérusalem céleste).

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

*P. Pietro Lippini O.P.*, **San Domenico visto dai suoi contemporanei. I più antichi documenti relativi al Santo e alle origini dell'Ordine Domenicano**, Bologna, Edizioni Studio Domenicano, 1998, 565 p., ill.

En 1966, l'auteur avait publié un volume avec le même titre auprès des Tamari Editori, à Bologne. Ce volume recueillit avec commentaire et traduction italienne, le *Libellus de principiis Ordinis Praedicatorum* du bienheureux Jourdain de Saxe, son *Epistolula Encyclica de actis in traslatione corporis S. Dominici*, le *Nove maniere di pregare di S. Domenico*, les *Miracula S. Dominici* de sœur Cécile, les *Acta canonizationis S. Dominici* et l'*Oratio ad beatum Dominicum* du même Jourdain de Saxe. Les Edizioni di Studio Domenicano de Bologne présentent maintenant une nouvelle édition, qui, tout en étant un ouvrage de vulgarisation (sans avoir la prétention d'offrir des éditions critiques), tente néanmoins d'offrir un recueil le plus complet possible des écrits des contemporains autour de la figure du fondateur de l'ordre des Prêcheurs. A ce titre, son utilité est parfaitement justifiée, et il serait vraiment opportun que d'autres initiatives éditoriales permettent l'accès à ces textes également dans d'autres langues, en analogie avec ce qui a été fait pour les sources franciscaines. Ce nouveau recueil contient également l'œuvre législative de saint Dominique. On y trouve également les premières Constitutions de l'Ordre, qui, inspirées par le fondateur à Prouille dès 1216, ont été par la suite codifiées sous sa direction au cours des deux premiers Chapitres généraux de Bologne (1220-1221). On y trouve aussi la *Regola di S. Sisto*, composée par saint Dominique à l'intention de la branche féminine de l'Ordre ainsi que la *Lettera* adressée par lui au monastère de Madrid, importante pour savoir ce que le fondateur pensait de la place des femmes au sein de son Ordre. Outre le *I miracoli del Beato Domenico* de sœur Cécile et les *Nove maniere di pregare di S. Domenico*, présentes déjà dans l'édition précédente (depuis les manuscrits enluminés ont été l'objet de plusieurs études et reproductions), on note dans ce recueil la présence des actes de canonisation du saint, complétés par les documents qui s'y rapportent. Cet ouvrage, fort utile également sur le plan didactique, se clôt avec la prière adressée au saint par le bienheureux Jourdain de Saxe.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

**Bernard Itier, *Chronique***, édité par *Jean-Loup Lemaître*, Paris, Les Belles Lettres, 1998 (Les Classiques de l'Histoire de France au Moyen Age, 39<sup>e</sup> volume), 312 p.

Bernard Itier (1163-1225), moine et bibliothécaire à l'abbaye Saint-Martial de Limoges, a retenu au cours de ces dernières décennies l'attention des médiévistes (A. Vernet, M.-Th. D'Alverny, J. Vezin, J. Bignami Odier, B. Guenée), à cause de son importance de chroniqueur et à cause aussi du fait qu'il a laissé un manuscrit autographe de sa *Chronique* (Paris, Bibliothèque nationale de France, ms. lat. 1338) qui fait la joie des paléographes. Sa *Chronique* offre un intérêt rare pour l'historien du Moyen Age, puisqu'elle contient une description détaillée des faits marquants de la vie quotidienne, à l'abbaye Saint-Martial, à Limoges, en Limousin, et quelquefois un peu au delà lorsque l'écho en arrive à Limoges. Comme le note J.-L. Lemaître, «le fait est si rare qu'il faut le souligner avec insistance». Bernard Itier est sans doute l'un des rares auteurs du Moyen Age qui nous permette de pénétrer dans le quotidien de la vie d'une abbaye médiévale, de voir vraiment comment les choses s'y passent, comment se déroule la liturgie, combien de moines vivent dans l'abbaye. C'est vraiment à ce titre que le texte de la *Chronique* de Bernard Itier mérite attention et peut servir bien au delà du cadre relativement régional du Limousin.

Le texte de Bernard Itier avait déjà été publié par Henri Duplès-Agier pour la Société de l'Histoire de France dans les *Chroniques de Saint-Martial de Limoges* (Paris 1874), mais cet ouvrage est aujourd'hui introuvable. Ainsi, les Belles Lettres ont eu l'heureuse idée d'accueillir cette nouvelle édition, qui se fonde, comme la précédente, sur le ms. lat. 1338 de la Bibliothèque nationale de France et offre en même temps une excellente traduction. La très longue introduction (p. I-CXIX) constitue une monographie en soi. Nous y trouvons une nouvelle biographie complète de Bernard Itier, la reconstitution, manuscrit par manuscrit, de sa carrière en tant que «bibliothécaire de l'abbaye», un commentaire de sa *Chronique*, ainsi qu'une analyse fort détaillée et complète du manuscrit de base. Un commentaire historique fort nourri (p. 93-264) ainsi que des index (y compris un *index verborum*) complètent l'édition de l'œuvre, dont l'intérêt pour l'histoire médiévale générale est indéniable.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

*Iacopo da Varazze, Legenda aurea*, Edizione critica a cura di *Giovanni Paolo Maggioni*, Firenze, SISMEL – Edizioni del Galluzzo, 1998 (Millennio Medievale 6, Testi 3), 2 vol., 1366 p.

Peu d'ouvrages ont connu au moyen âge un succès comparable à celui de la *Légende dorée*, succès dont témoignent le millier de manuscrits du texte latin qui nous sont parvenus et les nombreuses traductions en langues vernaculaires qui ont vu le jour dès le XIV<sup>e</sup> siècle. C'est dire toute l'importance de l'édition du texte latin proposée par G.P. Maggioni, qui remplace très avantageusement celle publiée en 1856 par Th. Graesse.

Jacques de Voragine a sans doute commencé la rédaction de son légendier dans les années soixante du XIII<sup>e</sup> siècle. Par la suite, il n'a cessé de le remanier tout au long de sa vie, si bien que la dernière étape rédactionnelle remonte avec toute vraisemblance aux années 1292-98, époque à laquelle l'ancien prieur du couvent des dominicains occupait la charge d'archevêque de Gênes. C'est cette rédaction «génoise», qui correspond aux dernières volontés de l'auteur et qui comporte cent soixante-dix-huit chapitres, que G. P. Maggioni a choisi d'éditer. Même si cette rédaction n'est certainement pas celle qui a connu la plus grande diffusion (peu de manuscrits de la *Légende dorée* contiennent par exemple la légende de saint Syrus), cette solution paraît tout à fait judicieuse, compte tenu de l'ampleur et de la complexité de la tradition manuscrite ainsi que du caractère très mouvant du corpus légendaire transmis par celle-ci.

Fruit d'une très longue et patiente enquête sur les soixante-dix manuscrits les plus anciens qui avait déjà permis à G. P. Maggioni de montrer l'existence d'au moins deux rédactions du légendier (cf. son ouvrage *Ricerche sulla tradizione e sulla diffusione della «Legenda aurea»*, Spolète, 1995), l'édition est précédée d'une introduction relativement courte, mais qui fournit de manière très claire et précise les informations nécessaires au lecteur : les manuscrits utilisés et leur *stemma*, les variantes rédactionnelles et les choix orthographiques.

Le texte a été établi sur la base de deux manuscrits, l'un copié à Bologne vers 1272-1276 et l'autre à Gênes vers 1292-1299, et de trois autres manuscrits, eux aussi d'origine italienne, que l'étude de la tradition manuscrite avait déjà permis de classer parmi les meilleurs témoins de la dernière rédaction.

L'édition comporte un double apparat des variantes. Dans le premier sont données les variantes des cinq témoins de la dernière rédaction ainsi que celles de l'édition de Th. Graesse. Le deuxième apparat présente les variantes du meilleur témoin de la première rédaction, ce qui permet au lecteur de repérer aisément les principales différences entre les deux rédactions. Un troisième apparat est consacré aux sources implicites ou explicites qui ont pu être identifiées. Il faut, une fois encore, souligner et louer le travail considérable effectué par l'éditeur dans ce domaine, dont témoigne la bibliographie des sources citées qui occupe à elle seule vingt-huit pages. Un index des sources et un index des noms des personnes et des lieux complètent cette remarquable édition.

Comme toute entreprise d'envergure, cette édition ne manquera pas de susciter ici ou là quelques critiques. Mais il faut d'ores et déjà insister sur le fait que ces critiques n'enlèveront rien aux mérites de l'éditeur. Car s'il ne faut pas sous-estimer les immenses services rendus par l'édition de Th. Graesse, l'essentiel est qu'on dispose enfin d'un texte latin de la *Légende dorée* établi et annoté de manière scientifique et rigoureuse. Il faut donc féliciter très vivement G. P. Maggioni d'avoir su mener à terme avec beaucoup de courage et de ténacité un travail très considérable, qui permettra aux chercheurs actuels et futurs d'étudier le légendier de Jacques de Voragine dans d'excellentes conditions.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

**Stefania Bertini Guidetti, I Sermones di Iacopo da Varazze. Il potere delle immagini nel Duecento**, Firenze, SISMELE – Edizioni del Galluzzo, 1998 (Millennio Medievale 8, Studi 2), 173 p.

Connu principalement de nos jours pour sa *Légende dorée*, Jacques de Voragine est également l'auteur de quatre collections de sermons rédigées selon toute vraisemblance entre 1277 et 1298. Les quatre recueils ont connu au moyen âge une diffusion que l'on peut sans aucun doute qualifier d'extraordinaire. Il existe en effet au moins 253 manuscrits complets ou partiels des *Sermones de omnibus sanctis*, 522 des *Sermones dominicales*, 327 des *Sermones quadragesimales* et 76 du *Mariale*. Les quatre collections offrent un corpus de 735 sermons qui forment la base documentaire de la recherche menée par S. Bertini Guidetti. En l'absence d'une édition critique ou moderne des sermons, ce sont quatre éditions du XVI<sup>e</sup> siècle qui ont été utilisées.

L'ouvrage se propose d'analyser quelques-uns des nouveaux modèles d'interprétation du réel mis au point par les élites culturelles de l'ordre des dominicains tels qu'ils apparaissent dans les sermons ou, plus précisément, d'étudier comment et jusqu'à quel point les sermons de Jacques de Voragine proposent, dans une perspective qui se veut résolument pastorale, un système de représentation de la réalité – aussi bien quotidienne qu'imaginaire – capable à la fois de susciter l'intérêt des différents types d'auditeurs en faisant référence à des univers qui leur étaient proches et de proposer une série de modèles grâce auxquels chacun avait la possibilité de parfaire sa propre édification.

Dans la première partie, l'auteur retrace les principales évolutions que connaît la manière de prêcher dès la deuxième moitié du XII<sup>e</sup> siècle et montre comment, à partir surtout du généralat d'Humbert de Romans, la formation aussi bien morale que culturelle des frères est en définitive orientée vers la prédication. Le sermon devient en quelque sorte le moment qui permet à chaque frère de faire le point sur son propre itinéraire personnel, mais

également «un réservoir de culture où les laïcs peuvent puiser un savoir et une morale illustrés par des schémas autorisés» (p. 29).

La deuxième partie étudie les modèles et les images proposés par les sermons au sujet de quatre grands thèmes : le corps et les gestes, la femme et le couple, l'Au-delà et la société laïque. Dans l'impossibilité de rendre compte de la complexité et de la variété des éléments qui forment le système de représentation élaboré par Jacques de Voragine, nous nous limiterons à rappeler quelques aspects. Si l'analyse des images relatives au corps et aux gestes montre que Jacques de Voragine n'a pas été insensible au regain d'intérêt pour la médecine et l'anatomie humaine qui se manifeste dès le XII<sup>e</sup> siècle, l'étude des passages qui traitent de l'univers féminin révèle à bien des égards l'incapacité du dominicain génois à aller au-delà des stéréotypes véhiculés par la culture cléricale, l'image très abstraite de la femme qu'il propose étant au service de la défense d'un ordre social idéal qui paraît assez éloigné de celui que l'on peut observer dans les villes italiennes du XIII<sup>e</sup> siècle.

Déjà amplement évoquée en tant que modèle féminin idéal, la Vierge occupe une place de choix également dans la représentation de la cour céleste. Les sermons insistent sur l'importance de Marie, reine des anges et des saints. D'une manière plus générale, ils proposent aussi une cartographie et une géographie de l'au-delà et de ses habitants qui révèlent une fois encore le souci de Jacques de Voragine d'élaborer une représentation des réalités invisibles – aussi bien spatiales que temporelles – très concrète et vivante, capable de répondre aux exigences d'une pastorale qui accorde une place considérable à l'élément visuel tout en intégrant les acquis les plus récents de la réflexion théologique à propos de ces sujets. Le dernier chapitre aborde la société laïque ou, plutôt, étudie comment certaines fonctions ou catégories sociales ont été représentées : le pape et l'empereur, les *milites* et les gouvernants des villes, mais aussi les notaires, les marchands ou les pèlerins. L'ouvrage se termine par une bibliographie et un index des noms des personnes et des lieux.

Si on peut regretter que l'auteur n'ait pas prévu un chapitre de synthèse dressant le bilan des principaux résultats de son enquête, ce beau livre, qui constitue la première étude d'ensemble de l'œuvre homilétique de Jacques de Voragine, montre tout le profit que les historiens peuvent tirer des sermons du moyen âge.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

*Marina Benedetti, Io non sono Dio. Guglielma di Milano e i Figli dello Spirito santo*, Milano, Edizioni Biblioteca Francescana, 1998, 189 p.

En l'an 1300, tandis qu'on célèbre à Rome le premier Jubilé de l'ère chrétienne, promulgué par Boniface VIII, à Milan les dévots et les dévotes de «sainte» Guglielma (dite de Bohême ou de Milan) doivent interrompre les traditionnelles dévotions en sa mémoire, qui avaient eu lieu depuis sa mort, survenue une vingtaine d'années auparavant. Dévots et dévotes se rendaient régulièrement à l'abbaye de Chiaravalle à Milan, où Guglielma était ensevelie et vénérée, même par les moines. Entre le mois de juillet et le mois de décembre 1300 a lieu un procès inquisitorial contre Guglielma, qui devient une hérétique. Les chefs d'accusation sont extrêmement singuliers et pratiquement uniques au sein de la pourtant très riche littérature inquisitoriale médiévale. Guglielma finit par être considérée comme l'incarnation du Saint-Esprit; elle serait ainsi une femme-Christ: l'Eglise aurait dû être «refondée» au féminin avec un pape-femme et des cardinaux-femmes, et les textes sacrés auraient dû être réécrits.

Le procès de Guglielma dite de Bohême ou de Milan est conservé à Milan, à la Bibliothèque Ambrosienne (A. 227 inf.). Il a été publié il y a cent ans (1899), dans les *Rendiconti* de l'Académie des Lincei, par le grand érudit Felice Tocco. Une nouvelle édition critique est en cours d'élaboration, par Marina Benedetti, qui offre dans ce livre alléchant un aperçu très clair et solide de l'état actuel de la recherche, autour d'un procès d'inquisition vraiment singulier et du plus haut intérêt, pour l'histoire de l'Inquisition, pour l'histoire de la vision médiévale de la femme, mais aussi pour l'histoire des angoisses et phantasmes qui, autour de 1300, habitent les gens d'Eglise dans les plus hautes sphères de la société chrétienne. On ne peut que souhaiter que l'édition critique annoncée voit le jour rapidement.

Lausanne

AGOSTINO PARAVICINI BAGLIANI

*Patrick J. Gyger, L'épée et la corde. Criminalité et justice à Fribourg (1475-1505)*, Lausanne (Université, Section d'histoire) 1998, 422 S. (Cahiers lausannois d'histoire médiévale, 22).

Ganz so frisch ist er mittlerweile nicht mehr, und doch bringt er nach wie vor kräftige Triebe hervor: der Zweig der Geschichtsschreibung, der sich der sogenannten kleinen Leuten angenommen hat, der Namenlosen, deren Leben mit den vorhandenen Quellen so schwierig zu rekonstruieren ist. In Patrick J. Gygers Buch über das Strafgerichtswesen im spätmittelalterlichen Freiburg im Üechtland erscheinen diese «kleinen Leute» als Täter und Opfer zugleich, als kriminelle Elemente nämlich, welche von den Justizorganen entschieden verfolgt und abgeurteilt werden. Dieses Auftreten ist bezeichnend: Die Namenlosen erhalten oft erst dann einen Namen, wenn sie mit der

Gesellschaft in Konflikt geraten sind. Alles, was wir über sie in Erfahrung bringen, hat mit ihrer Randständigkeit zu tun. Bevor sie das Gesetz übertreten haben, sind sie meist nirgends verzeichnet; und falls sie die Gesetzesmaschinerie überstehen, verschwinden sie vielfach wieder aus den Quellen.

Im Falle Freiburgs handelt es sich bei diesen Quellen um die Thurnrodel, in denen die städtischen Gerichtsbehörden die zu einer Verurteilung gediehenen Straffälle protokollieren liessen. Diese Eintragungen, welche in ihrer Detailliertheit erhebliche Unterschiede aufweisen, enthalten den Namen des Missetäters, den von ihm geschilderten Tathergang sowie das über ihn verhängte Urteil. In Freiburg sind sie für die Zeit von 1475 bis zum Ende des Ancien Régimes 1799 erhalten. Für seine Studie hat Patrick J. Gyger nun die ersten drei Bände bearbeitet, welche die Jahre bis 1505 umfassen und auch unter der evokativen Bezeichnung «Schwarzbücher» bekannt sind. Diese Wahl ist durchaus nachvollziehbar, klafft doch zwischen dem dritten und dem vierten Volumen eine Lücke von elf Jahren. Ebenfalls nachvollziehbar, gleichzeitig aber auch problematisch ist der Entschluss des Autors, sich bei den im Editionsteil seiner Arbeit zugänglich gemachten Quellen auf die französisch niedergeschriebenen Fälle in den zweisprachigen Thurnrodeln zu beschränken, obwohl die deutschen zahlenmässig überwiegen. Sei diese Entscheidung nun sprachlich oder durch den zur Verfügung stehenden Platz bedingt, die Kriminalität im Freiburg des ausgehenden 15. Jahrhunderts scheint in der vorliegenden Form fein der Sprachgrenze entlang getrennt, selbst wenn in der Gesamtdarstellung sämtliche Fälle berücksichtigt worden sind.

Wem begegnen wir nun aber in den Schwarzbüchern von Freiburg? Die «Klienten» der Straforgane haben sich einer Reihe von Verbrechen schuldig gemacht, von denen Diebstahl, Raub und Mord am häufigsten vertreten sind. Vereinzelt Fälle betreffen indes auch Homosexualität, Zoophilie sowie – als «weiblichstes» unter all den «männlichen» Vergehen – Hexerei. Aufgrund ihrer Besonderheit, d.h. des Umstandes, dass es sich bei ihr in der vom Gericht angenommenen Form des Teufelpaktes um ein «unmögliches» Verbrechen handelt, wirft diese ein besonderes Quellenproblem auf. Patrick J. Gyger geht nämlich davon aus, dass die in den Thurnrodeln festgehaltenen Geständnisse grundsätzlich Kredit verdienen; im Spiegel der Hexerei, welche ja vor demselben Gericht verhandelt wurde, erscheint eine solche Annahme zumindest diskutabel. In Hexenfällen geht die Forschung jedenfalls von massivem Druck seitens der Verhörenden aus; Druck, der im übrigen nicht nur körperlich – wie Gyger zu implizieren scheint –, sondern auch psychisch sein konnte. Diese Schwierigkeit soll hier nicht weiter ausgeführt werden; im Sinne eines Desiderates sei indes die Bemerkung gestattet, dass Hexerei entgegen der heute verbreiteten Praxis nicht allein, sondern vermehrt im Zusammenhang mit der übrigen Strafverfolgung gesehen werden sollte, ähneln sich doch die Verfahren auf grundsätzliche Art. Auch in einem Raubprozess galt keine Unschuldsvermutung; ebenso war es dem Angeklagten verwehrt, Entlastungszeugen aufbieten zu lassen oder gegen das Verdikt zu appellieren.

Für eine solche Einbettung vermag Patrick J. Gygers Buch unschätzbare Dienste zu leisten, gerade weil in Freiburg die Hexerei neben all den anderen Vergehen verfolgt wurde. Darüber hinaus vermittelt die vorliegende Studie einen umfassenden Eindruck vom Funktionieren der Justiz in einer spätmittelalterlichen Stadt. Dies geschieht dank einem differenzierten Ansatz, durch welchen das Freiburger Strafverfolgungswesen von allen Seiten her beleuchtet wird. Einen wichtigen Platz nehmen dabei die Überlegungen zu einer Soziologie der Delinquenz ein, die – bedingt durch den Mangel an biographischen Angaben zu den verurteilten Individuen – in einer Typologie mündet. Diese ist sehr weit gediehen und bietet etwa einen vertieften Einblick in die Praktiken der einfachen Gelegenheitsdiebe, welche in ihrem vertrauten Umfeld operierten, wie auch in die der hochmobilen Strassenräuber, die durch ihre Gewaltbereitschaft auffallen und selbst vor Mord keinesfalls zurückschreckten. Bei ihnen handelt es sich oft um vagierende Soldaten, deren Auftreten im Zusammenhang mit der Beteiligung Freiburgs bzw. freiburgischer Söldner an den kriegerischen Ereignissen jener Jahre gesehen werden kann. Im Gesamtüberblick ergeben die vorliegenden Fälle indes, wie der Autor bemerkt, kein komplettes Bild der örtlichen Delinquenz; sie lassen vielmehr jene Personengruppen hervortreten, auf die sich das Augenmerk der Behörden richtete. Ein Umstand, der neben möglichen praktischen Gründen auch miterklärt, wieso die schwere Kriminalität in diesen Quellen als ein vorwiegend nichtstädtisches Phänomen in Erscheinung tritt, das die ländliche Herrschaft von Freiburg trifft.

Eingeführt werden die Reflektionen zur Typologie des Verbrechens und zur Repressionspraxis durch wertvolle Ausführungen zur Organisation der lokalen Strafgerichtsbehörden, zur Rechtslage oder zu Prozedurfragen. Die Unschärfen, die man dabei hie und da spürt, sind durch die Schwierigkeiten bedingt, welche die mittelalterliche Rechtssprechung als solche mit sich bringt: Die Zusammensetzung des Gerichts, beispielsweise, ist ständig im Fluss, und was das Strafmass betrifft, so verfügen die Richter über einen beträchtlichen Spielraum, der nicht zuletzt darauf zurückzuführen ist, dass die Stellung des Angeklagten bei der Strafzumessung eine ebenso grosse Rolle spielte wie die Art des begangenen Verbrechens. Dieser Umstand wie auch die Härte der verhängten Strafen, die in vielen Fällen auf eine der verschiedenen Hinrichtungsarten lauten, könnten nun den Eindruck entstehen lassen, die mittelalterliche Justiz sei von Grund auf «willkürlich» oder gar «finster». Einer solchen Einschätzung begegnet der Autor mit der Erkenntnis, dass die Richter durchaus auch der Milde zugeneigt waren und dort, wo sie es für möglich erachteten, Gnade walten liessen. Die Grenze des «Verzeihbaren» verlief allerdings anders als heute.

Der eingangs aufgeworfenen Einwände zum trotz ist Patrick J. Gyger eine aufschlussreiche Studie gelungen, die nicht zuletzt durch die überlegte Synthese sowie einen tiefeschürfenden Reflektionswillen beeindruckt.

Bern

Georg MODESTIN

**Schola Tigurina. Die Zürcher Hohe Schule und ihre Gelehrten um 1550**, Katalog zur Ausstellung vom 25. Mai bis 10. Juli 1999 in der Zentralbibliothek Zürich, hgg. vom *Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte*, Zürich, Redaktion Hans Ulrich Bächtold, Zürich, Freiburg i.Br., Pano-Verlag, 1999, 69 S.

Der Katalog zur Ausstellung über die Zürcher Hohe Schule ist anlässlich eines vom Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte organisierten internationalen Symposiums über «Petrus Martyr Vermigli in Zürich (1556-1562). Humanismus – Republikanismus – Reformation» entstanden. Er enthält neben dem Verzeichnis der Exponate zahlreiche kurze Textbeiträge zur Thematik wie etwa zur «Prophezei», zu Schulgebäude und Schulbetrieb, zu Lehrkörper und Studenten und zur Entwicklung von der «Schola Tigurina» zur Kantonsschule und Universität Zürich. Einen Überblick über die Zürcher Hohe Schule und ihre Gelehrten um 1550 bietet Fritz Büsser. Emidio Campi verfasste ein ausführliches theologisches Profil über Petrus Martyr Vermigli. Dazu kommen einzelne Gelehrten- und Theologenporträts über Konrad Pelikan, Theodor Bibliander, Josias Simler, Konrad Gessner und Heinrich Bullinger. Ein ansprechend gestalteter Katalog mit vielen Hintergrundinformationen.

Freiburg

IRENE DIAS-KÜNG

*Dieter Bitterli, Der Bilderhimmel von Hergiswald. Der barocke Emblemzyklus der Wallfahrtskirche Unserer Lieben Frau in Hergiswald bei Luzern, seine Quellen, sein mariologisches Programm und seine Bedeutung*, Basel, Wiese Verlag, 1997, 388 Seiten (1 Klapptafel + Buchzeichen «Glossar»), mit 337 Farbabb. und 247 Abb.

Südwestlich von Luzern liegt in Hergiswald eine originelle Wallfahrtskapelle, die Mitte des 17. Jahrhunderts errichtet wurde, nachdem die Wallfahrten bereits im 16. Jahrhundert begonnen hatten. Seit 1621 nämlich beherbergt die Kapelle das Grab des im Ruf der Heiligkeit verstorbenen Laienbruders Johannes Wagner aus der Kartause Ittingen im Thurgau, der sich 1489 an diesem Ort als Einsiedler niedergelassen hatte. Der Bau umschliesst die hinter dem Hochaltar freistehende Loretokapelle von 1648/49, mit der die «Casa Santa» von Loreto kopiert wurde. So schlicht die Kirche von aussen wirkt, so entzückt das Innere durch die ungewöhnliche Decke mit ihrem Bilderreichtum. In der durch ein von Figuren prunkvoll umgebenes Portal zugänglichen Seitenkapelle befindet sich der von Meister Hans Ulrich Raeber 1651 geschnitzte Felix-Altar, der neben der europaberühmten Emblemdecke wohl das berühmteste Kunstwerk der Kapelle und der schönste frühbarocke Altar der Innerschweiz ist.

Besonders imposant ist die bemalte Holzdecke (1654) des Luzerners Caspar Meglinger (1595 – ca. 1670), der auch der Maler des Totentanzes auf der Luzerner Spreuerbrücke ist. Er setzte anhand gedruckter Emblemsammlungen das um, was der Kapuzinerpater Ludwig von Wyl (1594-1663), nach dessen Plänen innerhalb weniger Jahre aus einer kleinen Waldkapelle eine stattliche Wallfahrtskirche entstand, eigens für den marianischen Gnadenort konzipiert hatte. Die 321 sprechenden Bildtafeln, die nach diesem geistigen Programm entstanden, verwandeln das Innere in einen Himmel voller bunter Symbole und geheimnisvoller Sprüche. Die bunte Bilderdecke erhebt sich als lichtiges Himmelszelt über die reich verzierten Altäre und theatralisch gestellten Szenen der Holzplastiken und formiert das Ganze zu einem einmaligen barocken «*theatrum sacrum*». Im Zentrum des Emblemwerkes steht das grosse Muttergottesbild vor dem Hochaltar, das die Aufnahme Mariens in den Himmel darstellt und mitten um das offene Grab der Madonna die Mitglieder der Frauenbruderschaft Luzern zeigt. Jede Emblemtafel porträtiert einen Aspekt der Gottesmutter und ihrer Rolle im göttlichen Heilsplan oder verherrlicht eine ihrer Auszeichnungen und Tugenden. Alle Tafeln zusammen sind ein einziges Marienlob, vergleichbar der Lauretanischen Litanei, in der sich Sinnbildaussagen über Maria mit Gebetsanrufungen aneinanderreihen. Dazu kommt eine überwältigende Fülle von Bildern, die die einzelnen Gestirne und Elemente, Bäume, Sträucher und Blumen und die Tiere der Erde, des Wassers und der Luft darstellen. Jede Bildtafel setzt sich zusammen aus einem schlichten symbolischen Bild (*Pictura*) und einer kurzen lateinischen Inschrift (*Motto* oder *Inscriptio*), das sich für dieses bildliche Loblied auf die Muttergottes eignet. Dazu wurden Gleichnisse und Bildaussagen zu zentralen Themen wie Marias Mittlerschaft als barmherzige Helferin der Menschen und Fürbitterin vor Gott, ihr Mitleiden und ihre Miterlöserschaft an der Seite Jesu Christi, ihre Sündenlosigkeit und ihre jungfräuliche Gottesmatterschaft aus der Heiligen Schrift, den Kirchenvätern und aus Fürsten- und Emblembüchern entnommen. Nur fehlen hier bei der angewandten Emblematik – im Gegensatz zu in Buchform erschienenen Emblemen – die Epigramme in Versform, die Symbol und Motto erläutern und damit verständlich machen würden. Das erschwert das Verständnis der einzelnen Tafeln beim Betrachten, zumal sie oftmals wirklich an ein Bilderrätsel erinnern.

Der Emblemzyklus mit seinen 324 Tafeln ist nicht nur ein monumentales Zeugnis angewandter Emblematik in der Schweiz, sondern der grösste erhaltene seiner Art überhaupt. Bisher war nur Zillis in Graubünden mit seiner ältesten romanischen Kirchendecke von 1130/40 weltweit bekannt, die 153 bemalte Holzfelder zu Leben und Passion Christi und zu Episoden aus dem Leben des Heiligen Martin zieren. Mit der Publikation *Bitterlis* wird nun mit Hergiswald der bedeutendste Sinnbilderzyklus des europäischen Barock der Welt vorgestellt. Es werden alle Tafeln zum ersten Mal (durchwegs farbig) abgebildet und ihr Entstehungsprozess erläutert. D.h., es wird auf die graphischen Vorlagen (vor allem Filippo Picinellis Emblemsammlung «*Mondo simbolico*» von 1653) verwiesen und diese, wenn vorhanden,

abgebildet. Quellen und Literatur werden angegeben. Zitate u.a. aus der Bibel, aus mariologischer und zeitgemässer Literatur helfen ebenso wie Hinweise auf naturkundliche Tradition, Ikonographie und Emblematis, die oftmals schwerverständlichen Bildtafeln zu begreifen.

Es gelingt Bitterli, Sinndeutung und Verständnis der Embleme, die oft wirkliche Bilderrätsel darstellen, aufzulösen, zu hinterfragen und zu deuten und in den allumfassenden Zusammenhang der Hergiswalder Wallfahrtskirche und ihrer Raumgestaltung zu stellen. Unterstrichen wird dies noch durch das einleitende (bebilderte) Kapitel, das einen Überblick über die Baugeschichte der Kirche, Porträts der Schöpfer des Emblemzyklus und Informationen zur Thematik des Bilderhimmels gibt. Ausführliche Register und Pläne runden den Band ab. – Alles in allem ein fundiertes wissenschaftliches Werk, das das faszinierende Bilderrätsel von Hergiswald entschlüsselt und diese barocke Kostbarkeit (endlich) einer breiten Öffentlichkeit zugänglich macht. Erst jetzt wird der Bilderhimmel von Hergiswald verständlich und man kann ihn so begreifen, wie er wohl von seinem geistigen Schöpfer geplant war: als monumentales aufgeschlagenes Gebetbuch zum Lob und zur Ehre der Gottesmutter.

München

RITA HAUB

*Waltraud Hörsch/Josef Bannwart (+), **Luzerner Pfarr- und Weltklerus 1700–1800. Ein biographisches Lexikon** (Luzerner Historische Veröffentlichungen Bd. 33, hgg. vom Staatsarchiv des Kantons Luzern. Redaktion: Gregor Egloff), Luzern/Stuttgart Rex Verlag, 1998, 532 S.*

Das vorliegende Handbuch zum Luzerner Pfarr- und Weltklerus des 18. Jahrhunderts wuchs aus dem biographischen Material heraus, das der bischöfliche Sekretär und spätere Finanzverwalter des Bistums Basel Dr. Josef Bannwart bei den Editionsarbeiten an den Luzerner Protokollen der bischöflichen Visitationen gesammelt hatte. (Vgl. Anton Gössi/Josef Bannwart, Die Protokolle der bischöflichen Visitationen des 18. Jahrhunderts im Kanton Luzern. Luzern/Stuttgart 1992, LHV Bd. 27).

Die eigentlichen Klerikerbiographien hat Waltraud Hörsch aufgrund der Vorarbeiten J. Bannwarts ergänzt und zur Drucklegung geführt. Es wurden insgesamt etwa 1100 Kleriker registriert; über die Hälfte dieser Welt- und Seelsorgegeistlichen stammt aus der Stadt Luzern, etwa ein Drittel aus dem übrigen Kantonsgebiet. Der Zugang zum Theologiestudium und zum Pfarrerberuf war im Gegensatz zu Zürich (nur Stadtbürger) und Bern, wo sich die Prädikanten ausschliesslich aus der Stadt Bern und den Landstädten rekrutierten, viel breiter. Die Luzerner Landschaft kannte eine breite Streuung der Herkunftsorte. Beromünster wies besonders viel geistlichen Nachwuchs auf. Am dortigen Stift gab es ein reiches Stellenangebot. Die aristokratische Obrigkeit nahm gegenüber Priesteramtskandidaten aus der

Landschaft eine eher ablehnende Haltung ein. Im Verlaufe des 18. Jahrhunderts verlor der geistliche Stand beim städtischen Bürgertum an Attraktivität. Die grossen Gewinner dieser Entwicklung waren die Priester der Landschaft.

Die hauptsächlichsten Studienorte im 18. Jahrhundert waren Luzern, Solothurn, Freiburg i. Ue. und Freiburg i.Br., daneben Mailand (Collegium Helveticum), Rom und Dillingen. Meersburg als Ausbildungsstätte der Diözese Konstanz war nicht gefragt. Akademische Grade konnten nur im Ausland erworben werden.

Neben einigen aussagekräftigen Illustrationen verfügt der Band über ein Glossar, das die geistlichen Funktionen in den Stiften und Dekanaten erläutert.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

*Dieter Dowe / Heinz-Gerhard Haupt / Dieter Langewiesche (Hg.), Europa 1848. Revolution und Reform*, Bonn, J.H.W. Dietz Nachfolger, 1998 (Reihe: Politik- und Gesellschaftsgeschichte, Bd. 48) 1294 S., 52 Ill.

Der umfangreiche Band zum 150. Jahr der Revolution von 1848 ist die Frucht einer von der Friedrich-Ebert-Stiftung geförderten wissenschaftlichen Konferenz 1996 in Würzburg. 38 Historiker aus neun Ländern analysieren politische und gesellschaftliche Konstellationen und Entwicklungen im Europa von 1848. Behandelt werden die wichtigsten europäischen Revolutionszentren Frankreich, Deutschland, Italien und die Habsburgermonarchie. Die Schweiz spielt mit dem 1847 vorausgegangenen Sonderbundskrieg eine besondere Rolle. Der Blick wendet sich in der Folge auch andern Ländern zu, in denen es rechtzeitig zu friedlichen Reformbestrebungen kam; dadurch wurden oft Revolutionen verhindert.

Neben den Untersuchungen zu einzelnen Ländern finden sich eine Reihe von Beiträgen, die verschiedene Aspekte des politischen und gesellschaftlichen Umbruchs in Europa behandeln. Problemfelder wie Verfassungs- und Regierungssystem, Religion und Kirche, Gegenrevolution und Reformen als Revolutionsprophylaxe etc. werden verglichen. Obschon die Revolution von 1848 vorwiegend ein städtisches Phänomen war, gab es auch revolutionäre Bewegungen auf dem Lande. Gerade in Südosteuropa spielte die Agrarfrage eine wichtige Rolle.

Wir greifen drei Arbeiten heraus, die für unsere Leser von besonderer Bedeutung sind. Thomas Christian Müller widmet seinen Aufsatz der Schweiz von 1847 bis 1849. Im Unterschied zu Deutschland gelang der Schweiz die Gründung des Bundesstaates, während fast zeitgleich das Projekt eines deutschen Nationalstaates scheiterte. Die Schweiz hat sich als fähig erwiesen, einen föderalistischen und demokratischen Bundesstaat mit parlamentarischem Zweikammersystem und einer fortschrittlichen und revi-

dierbaren Verfassung zu schaffen. Michael Wettengel beschreibt die Parteibildung in Deutschland und analysiert dabei das politische Vereinswesen in der Revolution von 1848. Dabei wird der Sonderfall innerhalb des politischen Vereinswesens des Revolutionsjahres, die katholischen Vereine, meist «Piusvereine» genannt, behandelt. Als ausserparlamentarische Opposition strebten die Piusvereine die Wahrung der Interessen der katholischen Kirche vor dem Hintergrund des politischen und gesellschaftlichen Wandlungsprozesses an. Der erste Katholikentag von 1848, der auf Initiative des Mainzer Piusvereins vom 3. bis 5. Oktober 1848 als Versammlung der katholischen Vereine in Mainz stattfand, bildet einen wichtigen Einschnitt für die Entwicklung des katholischen Vereinswesens zur Partei. Jonathan Sperber untersucht in seinem Aufsatz «die Kirchen, die Gläubigen und die Religionspolitik in der Revolution von 1848». Die Zerschlagung der bestehenden Ordnung und der rasche Übergang in eine Periode weitreichender politischer Partizipation im Frühjahr 1848 hatten wesentliche Auswirkungen auf die Kirchen und ihre Gläubigen. 1848 war die Geburtsstunde klerikaler politischer Vereine und politischer Parteien. Ihre Initiativen für religiöse Freiheit waren zum grossen Teil erfolgreich, und die Hierarchie der katholischen Kirche ging gestärkt sowohl aus der Revolution als auch aus der darauffolgenden Reaktion hervor. Insbesondere die Position des Papstes erfuhr eine starke Steigerung.

Dieser Band bildet eine wertvolle Übersicht über Fakten und Ideen der Revolution und Reform von 1848 in Europa. Leider vermisst der interessierte Leser biographische Angaben zu den einzelnen Autoren.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

*Heidi Bossard-Borner, Im Banne der Revolution. Der Kanton Luzern 1798–1831/50*, Luzerner Historische Veröffentlichungen Bd. 34, Luzern/Stuttgart, Rex-Verlag 1998, 476 S. mit 38 Tab. 54 Abb. und 14 Karten.

Die Erforschung der Luzerner Kantonsgeschichte ist ein Jahrzehnte dauerndes Unternehmen. Der erste Band, der den Anfängen bis 1500 gewidmet ist, erschien 1932 anlässlich der 600-Jahr-Feier des Eintritts von Luzern in den Bund der Eidgenossen, der zweite Band, der das 16. und 17. Jahrhundert umfasst, im Jahre 1945. Die Historiker Wilhelm Schnyder, Karl Meyer und Peter Xaver Weber schrieben den ersten, Sebastian Grüter den zweiten Band. Nach einer langen Pause erschienen 1979 und 1990 die beiden Bände von Hans Wicki im Rahmen der Historischen Veröffentlichungen (LHV 9 und 26), die dem 18. Jahrhundert gewidmet sind und Massstäbe für die weitere Bearbeitung der Kantonsgeschichte setzten. 1998 erschien nun die Fortsetzung, die sich mit der Erforschung der Epoche von 1798 bis 1831 befasst. Die Autorin Heidi Bossard-Borner hat sich durch ihre Dissertation «Zwischen Sonderbund und Kulturkampf. Zur Lage der Besiegten im Bun-

desstaat von 1848» /LHV 11) und durch die Mitarbeit an der Herausgabe der Segesser-Korrespondenz hierfür bestens qualifiziert.

Die Französische Revolution bildet auch in der Innerschweiz einen markanten Einschnitt in die Landesgeschichte. Unter dem drohenden Einmarsch der französischen Truppen dankte die Luzerner Regierung am 31. Januar 1798 ab und erklärte die aristokratische Regierungsform für abgeschafft. Nun begann die Suche nach einer neuen politischen Struktur. Die Helvetik sah einen tiefgreifenden Umbau des Staatswesens vor mit echten Verbesserungen bei den lang entbehrten Freiheitsrechten; die obligatorische Volksschule wurde eingeführt und die Zehntenablösung ins Auge gefasst. Bald darauf entstehende Kämpfe zwischen Unitariern und Föderalisten lähmten die guten Initiativen. Infolge der französischen Besatzung verlor die Helvetik schnell alle Sympathien. Durch die Anwesenheit fremder Truppen geriet die Schweiz mitten in den zweiten Koalitionskrieg und wurde Kriegsschauplatz.

Die vorgesehene entschädigungslose Aufhebung der Zehnten und Bodenzinsen hatte anfänglich bei der bäuerlichen Bevölkerung Hoffnungen geweckt. Statt von Aufhebung sprach die neue Verfassung dann nur noch von der Loskäuflichkeit. Schliesslich distanzierte sich die Helvetik gänzlich davon. Die Helvetische Regierung stiess in Luzern im Gegensatz zu andern Kantonen nicht auf organisierte Abwehr. Es gab zwar zaghafte Versuche des bewaffneten Widerstandes, so etwa im sog. Ruswiler Krieg von 1800; aber es existierte keine übergeordnete Führungsstruktur. Die Bevölkerung schwankte zwischen Widerstand und Anpassung. Anfänglich war die helvetische Kirchengesetzgebung antiklerikal; dieser Elan verpuffte jedoch bald. Der neue Staat trat in die Fussstapfen der ehemaligen Regierung und arbeitete bald mit dem Klerus zusammen. Die Geistlichen waren insbesondere als Schulinspektoren für das obligatorische Schulwesen unentbehrlich.

Bonaparte entschloss sich, der unruhigen Schweiz eine neue Verfassung aufzuzwingen. Unter der Führung von Vinzenz Rüttimann gelangte Luzern in die Mediationszeit. Leichten Herzens gaben die Bürger die Helvetik auf: es waren Tatsachen geschaffen worden, die eine Rückkehr zur vorrevolutionären Ordnung verunmöglichten. In der Mediationszeit musste man sich erneut mit dem Problem des Zehntenloskaufs befassen. Es entstanden Interessenkonflikte zwischen den Landbewohnern, mehrheitlich zehntpflichtig, und den Stadtbewohnern, die als Zehnherren direkt Nutzniesser der Zehnten waren.

Die Mediationszeit war von Spannungen zwischen Kirche und Staat erfüllt. Ungelöste Fragen aus dem 18. Jahrhundert belasteten ihre Beziehungen. Der Grosse Rat beauftragte die Regierung, mit dem Bischof von Konstanz Verhandlungen über den Abschluss eines Konkordates aufzunehmen. Die «Übereinkunft in geistlichen Dingen» von 1806 sah erhebliche Verbesserungen vor. Das Projekt eines Priesterseminars, eine neue Zweckbestimmung der beiden Chorherrenstifte, die territoriale Abrundung der Pfarreien, die finanzielle Absicherung des Klerus usw. wurden geregelt. Der HI. Stuhl war – unter dem Einfluss von Nuntius Testaferrata- entschiedener Gegner der Neuordnung. Aber weder die Störmanöver der Nuntiatur noch der päpstliche Widerspruch konnten die Umsetzung der 1806 geschlossenen Überein-

kunft verhindern. Weitere Spannungen wie die St. Urbaner Rechnungsaffäre von 1808, vor allem aber die Trennung der Schweizer Quart vom Bistum Konstanz und die Bemühungen für eine Bistumsorganisation, die mit der Schaffung des neuen Bistums Basel 1828 realisiert wurde, erfüllten die Jahre der Mediation und Restauration.

Die demographische Entwicklung des Kantons verlief in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts stark ansteigend. Der Staat versuchte deshalb, durch eine restriktive Heiratsbewilligung die Zahl der Ehen einzuschränken. Die Folge davon war eine wachsende Zahl von unehelichen Geburten. Die Landwirtschaft dominierte als Erwerbszweig bis etwa 1850. Langsam entwickelte sich ab 1830 der Fremdenverkehr in der Stadt Luzern. Die Industrie war erst ab 1850 in der Lage, Arbeitsplätze zur Verfügung zu stellen. Seit 1800 entfaltete sich im städtischen Bereich das Bankwesen. Die Privatbanken gingen häufig aus kombinierten Handels-, Speditions- und Kommissionsfirmen hervor. 1810 entstand die staatliche Brandversicherungsanstalt. Im gleichen Zeitraum wurden die kantonalen Strassen ausgebaut, insbesondere die Nord-Süd-Verbindung Richtung Gotthard.

Zwei Hungerperioden haben sich dem Gedächtnis eingeprägt: die Hungerjahre 1817 und 1846/47. 1817 hatte schlechtes Wetter die Getreide- und Kartoffelernte beeinträchtigt. Aber anders als zur Zeit des Ancien Régime hatte die Regierung keine Vorräte angelegt, die es ihr erlaubt hätten, in Notzeiten die Teuerung durch Abgabe von verbilligtem Getreide teilweise aufzufangen. In den Vierzigerjahren ging die Regierung zielstrebig vor und liess aus Italien Lebensmittel einführen.

Die erste Jahrhunderthälfte sah das Entstehen des Bildungsbürgertums. Ärzte, Rechtsanwälte und Professoren am Gymnasium fanden Arbeitsmöglichkeiten. Seit 1818 unterstützte die Regierung das Studium an auswärtigen Hochschulen durch Stipendien. Der liberale Aufbruch von 1830/31 wurde durch solche Massnahmen in den Zwanzigerjahren vorbereitet. I.P.V. Troxler gehörte zu den unruhigen Geistern, die den Umsturz vorbereiteten. Die fortschrittlichen Kräfte von 1830/31 schieden sich bald in zwei Lager in ihrem Verhältnis zu Religion und Kirche. Zum ersten Mal tauchten die Parteibezeichnungen «Liberale und Ultramontane» auf, die Terminologie des Kulturkampfes vorausnehmend. Die neue Ordnung brachte eine klare liberale Mehrheit im Grossen Rate hervor. Sie machte sich unverzüglich an die Neugestaltung des Kantons. So fortschrittlich die Gesetzgebung auch war, so berüchtigt wurde die pointiert antiklerikale Schul- und Religionspolitik, was zu einer Verschärfung der Auseinandersetzung zwischen Liberalismus und katholischer Kirche führte.

Der Zeitraum von 1798 bis 1831 ist geprägt von widersprüchlichen Faktoren, hin und her gerissen zwischen Tradition und revolutionärer Dynamik. Ähnlich wie die Eidgenossenschaft musste der Kanton Luzern einen jahrzehntelangen Erneuerungsprozess durchstehen. Die Autorin hat diesen komplizierten Prozess einfühlsam und behutsam nachgezeichnet.

*Max Stierlin, Dietikon und die Abtei Wettingen*, Neujahrsblatt von Dietikon, 1999 (52.Jg.), hgg. vom Verkehrsverein Dietikon, 1999, 63 S.

Die Französische Revolution löste eine Flutwelle aus, die viele mittelalterliche Einrichtungen überspülte und wegriss. Ihre Wirkung lässt sich bis in unsere Dörfer hinein verfolgen. Die alte Welt mit ihren Eigenarten wurde weitgehend zerstört.

Bis Ende des 18. Jahrhunderts gehörte das Limmattal zur eidgenössischen Gemeinen Herrschaft Baden. Darin lag die Wettinger «Gerichtsherrlichkeit», die unter dem Abt des Zisterzienser Klosters Wettingen stand. Dieser ernannte im Limmattal – ausser in Weiningen – sämtliche katholischen und reformierten Pfarrer, und er war auch für die staatliche Verwaltung und für die Gerichte zuständig. Das Stift Wettingen verlor mit der Schaffung der Helvetik 1798 seine weltlichen Rechte.

Die Kirchgemeinde Dietikon hatte sich über die Herrschaft der Wettinger Äbte nicht zu beklagen gehabt und verteidigte hartnäckig die noch verbliebenen Rechte des Klosters gegen die radikale Kirchenpolitik der Kantone Aargau und Zürich. Jahrzehntlang wehrte sich Dietikon gegen die von der Regierung eingesetzten Pfarrverweser. 1841 zog ein bewaffneter Zug aus Spreitenbach nach Wettingen, um das Kloster gegen die drohende Aufhebung – erfolglos – zu schützen. Als dem Kloster Fahr infolge der unseligen Politik Augustin Kellers die Aufhebung drohte, nahmen die Dietiker die vertriebenen Klosterfrauen als Flüchtlinge auf. Diese lokalen Ereignisse zeigen, dass der Übergang von der alten Eidgenossenschaft zur modernen Schweiz mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden war.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

*Horst Fuhrmann, Die Päpste. Von Petrus zu Johannes Paul II*, Verlag C.H. Beck, München, 1998, 305 S. mit 191 Abb.

Horst Fuhrmann, langjähriger Präsident der «Monumenta Germaniae Historica», Verfasser bekannter Bücher über das Mittelalter, versucht mit der vorliegenden gut 300 Seiten umfassenden Publikation, die Geschichte der Päpste vom 1. Jahrhundert bis in die Gegenwart nachzuzeichnen. Auf den ersten Blick ein hoffnungsloses Unterfangen, das der erfahrene Autor jedoch geschickt meistert.

Einleitend vermittelt der Verfasser dem Leser wichtige Grundlagen: Das Papsttum als göttliche Stiftung, Wirken und Tod Petri in Rom, die Suche nach dem Petrusgrab, das Papsttum im Spannungsfeld zwischen Episkopalismus und Konziliarismus, das Wahlverfahren der Päpste im Verlaufe der Kirchengeschichte. Anhand herausragender Gestalten auf dem Papstthron wird der Leser durch zwei Jahrtausende geführt: Von Leo I. und Gregor I. zum saeculum obscurum im 10. Jahrhundert, vom Reformpapst Gregor VII.

über den Weltherrscher Innozenz III. zum tragischen Absturz Bonifaz' VIII. mit der folgenden «babylonischen Gefangenschaft der Päpste» in Avignon und dem «Grossen Abendländischen Schisma». Das Versagen der Päpste zur Reformationszeit wie der neugewonnene Elan der Kirche im Zeichen der Katholischen Reform finden ihre prägnante Schilderung. Sixtus V. ragt als gewaltige Persönlichkeit heraus. Nach der grossen Krise zu Beginn des 19. Jahrhunderts erfolgte der Aufstieg des Papsttums in der Neuzeit, seit 1870 von der Last des Kirchenstaates befreit. Herausragendstes Ereignis des 20. Jahrhunderts ist das 2. Vatikanische Konzil (1962–1965).

Ein wertvolles Kapitel ist der Papstgeschichtsschreibung gewidmet. Interessanterweise war sie lange Zeit schwergewichtig ein Anliegen der protestantischen Seite, die namhafte Historiker wie Leopold Ranke, Theodor Mommsen, Johannes Haller oder Erich Caspar stellte. Als bedeutendster katholischer Vertreter ist Ludwig von Pastor zu nennen, der nach der Öffnung des Vatikanischen Archivs 1881 sein gewaltiges Werk schrieb.

Ein aussagekräftiger Illustrationsteil mit gegen 200 Bildern ergänzt den knappen Text in vorzüglicher Weise.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

*Otto Weiss, Modernismus und Antimodernismus im Dominikanerorden. Zugleich ein Beitrag zum «Sodalitium Pianum»* (Quellen und Studien zur neueren Theologiegeschichte, herausgegeben von Karl Hausberger, Bd. 2) Regensburg, Verlag Friedrich Pustet, 1998, 302 S.

Um die Jahrhundertwende brach im Katholizismus die Krise des Modernismus aus. Ursache war das Aufeinanderprallen von zwei unterschiedlichen Kirchenbildern. Auf der einen Seite (Integralisten) stand die Vorstellung von der Kirche als einer von Gott gesetzten hierarchischen, fast ausschliesslich juristisch begriffenen Institution. Die Kirche ist von oben strukturiert und es gebührt ihr Gehorsam in allen Dingen, auch in der Politik. Die sog. Modernisten besaßen ein anderes Kirchenbild: Papst und Bischöfe sind zuerst Diener der christlichen Gemeinde. Die Gemeinde ist vor allem Kirche, ohne dass jedoch das kirchliche Lehramt und die Hierarchie überflüssig sind. Sie sind ein organischer Teil der Kirche. Diese beiden Kirchenbilder sind nur schwer miteinander in Einklang zu bringen. Daher musste es zu Auseinandersetzungen kommen, besonders in jenen Bereichen, die nicht durch Glaubensvorgaben abgesichert waren: ein Beispiel hierfür war der Zentrums- und Gewerkschaftsstreit in Deutschland.

Ein entscheidendes Konfliktfeld war die Auseinandersetzung um die Forschungen zur Exegese. P. Marie-Josephe Lagrange OP (1859–1938) hatte 1890 die Ecole Biblique in Jerusalem gegründet und Kontakte zur historisch-kritischen protestantischen Bibelwissenschaft geknüpft. Von diesem Institut gingen neue exegetische Impulse aus. Sie beeinflussten auch die

Theologische Fakultät der 1889 gegründeten Universität Freiburg/Schweiz, da mehrere Professoren ihre Spezialausbildung in Jerusalem geholt hatten. Während des Pontifikats Leos XIII. (1878–1903) trieb P. Lagrange seine Forschungen voran. Mit der Wahl Pius' X. begann eine Zeit der Verdächtigungen. 1907 folgten das Dekret *Lamentabile* und die Enzyklika *Pascendi* mit dem Antimodernisteneid von 1910. Diese Spannungen wirkten sich auch auf die Dominikanerniederlassung in Freiburg und auf die dortige Theologische Fakultät aus. Aussenstehende Personen wie Kaspar Decurtins (1855–1916), hochverdient um die Universitätsgründung und Professorensuche 1889/1890, und Friedrich Speiser (1853–1913), Professor für Kanonisches Recht, sorgten für Unruhe, da sie die integristische Richtung vertraten und die «Modernisten» P. Zapletal OP und P. Vincent Rose OP von der Universität zu verdrängen suchten. Der Dominikanerkonvent spaltete sich in «Apologeten» (u.a. P. Albert Maria Weiss) und «Exegeten» (P. Zapletal und P. Rose). P. A. M. Weiss betrachtete die historisch-kritische Methode von P. Lagrange als Grundirrtum der theologischen Neuerer, die er schon früh «Modernisten» nannte.

Angeheizt wurde der Kampf gegen die «Modernisten» durch die Geheimorganisation des «Sodalitium Pianum» mit dem Drahtzieher Mgr. Umberto Benigni in Rom (1862–1934). Seine Überwachungsaktionen schürten überall Misstrauen. Er gewann Einfluss auf Pius X., der dadurch einen antimodernistischen Kurs steuerte. Der Mechanismus des Denunziantentums funktionierte, wie die Veröffentlichung des Nachlasses Benigni zeigt. (Sergio Pagano, *Il Fondo di Mons. Umberto Benigni dell' Archivio Segreto Vaticano. Inventario*. In: *Ricerche per la storia religiosa di Roma*, Bd. 8, Roma 1990, Edizioni di storia e letteratura, 347–402.)

Die Auswertung verschiedener Archive durch Otto Weiss ergibt ein spannendes, zeitweise direkt düsteres Bild der unseligen Verdächtigungen und Verunglimpfungen durch den Kreis um Benigni, Decurtins und Speiser. 1910 sprachen die Zeitschrift «Vita» und der «Corriere della sera» in Mailand davon, dass der Papst die Universität Freiburg auflösen würde (S. 247/248). Verschiedene Visitationen entkräfteten jedoch den perfiden Vorwurf Benignis, «die katholische Universität Freiburg sei eine Brühe modernistischer Kultur». Der Dominikanergeneral P. Cormier hielt seine schützende Hand über die theologische Fakultät.

Mit dem Tod Pius' X. im Sommer 1914 verloren die Ankläger ihre Stütze in Rom. Benedikt XV. (1914–1922) beendete durch ein Machtwort die innerkirchlichen Auseinandersetzungen. Otto Weiss hat sich in profunder Weise und mit souveräner Quellenkenntnis in das Thema der Ordensgeschichte der Dominikaner, ihrer Auseinandersetzungen in Freiburg und des Gewerkschaftsstreites in Deutschland eingearbeitet. Nach seiner Veröffentlichung zum Modernismus in Deutschland, Regensburg 1995, hat er sich mit der vorliegenden Arbeit ein weiteres Mal um die Erhellung schwieriger theologiegeschichtlicher Fragen um die Jahrhundertwende verdient gemacht.

**Theologische Profile. Schweizer Theologinnen und Theologen im 19. und 20. Jahrhundert**, herausgegeben von *Bruno Bürki und Stephan Leimgruber*. 400 S., 8 Bildtafeln. Freiburg/Schweiz, Paulusverlag Universitätsverlag, 1998.

Bereits 1990 veröffentlichten Stephan Leimgruber und Max Schoch mit dem Band «Gegen die Gottvergessenheit» über 40 Biographien von Schweizer Theologen des 19. und 20. Jahrhunderts. Nun wagt es ein etwas verändertes Herausgeberteam erneut, 32 Theologinnen und Theologen zu portraituren. Es sind Schweizer oder in der Schweiz Lehrende aus verschiedenen christlichen Konfessionen und theologischen Disziplinen, die hier in chronologischer Reihenfolge in Wort und Bild einem interessierten Publikum vorgestellt werden.

Da es aus Platzgründen unmöglich ist, alle Persönlichkeiten einzeln vorzustellen, beschränken wir uns auf einige wenige. Franz Xaver Bischof befasst sich mit Ignaz Heinrich von Wessenberg (1774–1860), einer dominierenden Persönlichkeit der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, an dem kein Kirchenhistoriker vorbeikommt. Stephan Leimgruber geht Anton Tanner (1807–1893) nach, einem weitgehend Vergessenen, der eine interessante Positionsverschiebung vom eher liberal gesinnten Theologen der Dreissiger- und Vierzigerjahre zum Konzilstheologen von Bischof Eugen Lachat mitmachte. Auf dem Ersten Vatikanum vertrat er noch die Position der Minderheitsbischöfe, unterwarf sich jedoch der Konzilsmehrheit. Schon frühzeitig, 15 Jahre vor der Enzyklika *Rerum novarum* Leos XIII. 1891, befasste er sich an der Generalversammlung des Schweizerischen Piusvereins 1876 mit der sozialen Frage. Alois Schifferle widmet seinen Beitrag Karl Joseph Beck (1858–1943) aus Sursee, dem Sozialpolitiker und ersten Pastoraltheologen an der Universität Freiburg/Schweiz. Gregor Wurst zeichnet die Persönlichkeit des Freiburger Patristikers Othmar Perler (1900–1994) nach, Fritz Kollbrunner rückt die Persönlichkeit von Johannes Beckmann (1901–1971) als Missionswissenschaftler ins richtige Licht. Herbert Vorgrimler stellt den Menschen und Pastoraltheologen Leonhard Weber (1912–1969) als umsichtigen Vordenker einer kirchlichen Erneuerung vor. Dietrich Wiederkehr widmet seinen Beitrag dem Freiburger und Luzerner Kollegen Alois Müller (1924–1991), dem theologischen Seelsorger und seelsorgerlichen Theologen. Ulrich Deimel befasst sich mit dem tragischen Schicksal von Ladislaus Boros (1927–1981), der Theologie aus der Erfahrung der Heimatlosigkeit betrieben hat. Maria Brun beschreibt das Wirken von Metropolit Damaskinos Papandreu (\*1936), dem unermüdlichen Leiter des Orthodoxen Zentrums von Chambésy.

Diese wenigen, willkürlich herausgegriffenen Biographien zeigen die Spannweite dieser Persönlichkeiten auf und möchten anregen, den ganzen Reichtum dieses Buches auszuschöpfen.

*Iso Baumer, Max von Sachsen, Primat des andern. Texte und Kommentare.* Freiburg/Schweiz, Universitätsverlag, 1996, 272 S.

Zu den beiden ineinandergreifenden Biografie-Bänden (1990 und 1992) über den Freiburger Professor und «heiligen Narren» Prinz Max von Sachsen lässt deren Verfasser noch einen Zusatzband folgen mit einer kommentierten Textauswahl und Übersichten seiner grösseren Werke. Damit werden Texte zugänglich, die heute nur noch schwer zu finden sind, da Prinz Max bekanntlich oft Beiträge in abgelegenen Zeitschriften publizierte. Auch bisher Unveröffentlichtes wird hier zugänglich gemacht. Seine Publikationen zeugen von seiner Leidenschaft für die Ostkirchen und der wieder zu gewinnenden Einheit der Kirche. Die Auswahl der Beiträge betrifft darum vor allem den weiten Themenbereich der Ostkirchen, darunter auch Übersetzungen aus der ostkirchlichen Liturgie, ein Reisebericht auf den Athos und je ein Beitrag über Tolstoj und Solowjew. Prinz Max scheute sich nicht, im Blick auf die Ostkirchen kritisch zum herrschenden System der abendländischen Kirche und des Papsttums im Verlaufe der Geschichte Stellung zu nehmen. Ein grösserer Abschnitt behandelt auch Aspekte der Weltreligionen (darunter auch das Judentum, u.a. mit seiner Rede gegen den Antisemitismus 1932 in Dresden!). Die Auswahl ist sicher geglückt: Sie führen in das weite und weitherzige Denken des Prinzen Max eindrücklich ein. Der Herausgeber macht dabei auch auf die (wissenschaftlichen) Mängel seiner Veröffentlichungen aufmerksam. Ein dritter Themenbereich, dem sich Max von Sachsen verschrieben hatte: Lebensreform, Vegetarismus und Tierschutz, die heute eine gewisse Aktualität besitzen, ist bei dieser Auswahl (mit Recht) nicht berücksichtigt. Von besonderem Interesse ist der Abdruck seines heute wieder aktuellen Beitrages über den Weg zur Wiedergewinnung der Einheit mit den Ostkirchen von 1910, der dann zu seiner Verurteilung durch Pius X. führte – und zu seiner «Verbannung» von Freiburg. So dokumentiert diese Textauswahl samt den Kommentaren die beiden Darstellungs-Bände seines Lebens. Als Anhang finden sich noch Ergänzungen und auch Korrekturen zu den beiden ersten Bänden.

Mariastein

LUKAS SCHENKER OSB

*Hans Stadler-Planzer, Karl Emanuel Müller (1804-1869). Ingenieur – Unternehmer – Staatsmann,* herausgegeben von der Vereinigung Karl Emanuel Müller, Uranos Verlag, Schattdorf, 1999, 556 S.

Der wohl bedeutendste Urner des 19. Jahrhunderts erhält mit dieser Monographie seine längst fällige Würdigung. Karl Emanuel Müller ist eine faszinierende Gestalt, die aus dem üblichen Schema der Innerschweizer Persönlichkeiten jener Zeit herausragt. Ursprünglich aus dem Urserental stammend, ging der junge Urner einen ungewöhnlichen Berufsweg. Als begabter Ingenieur, am

k.u.k. polytechnischen Institut in Wien ausgebildet, entfaltete er nach seiner Rückkehr in die Heimat eine reiche Tätigkeit zum Wohle des Landes. Die erste grössere Arbeit des jungen Ingenieurs bestand in der Mithilfe beim Ausbau der Gotthardstrasse in der Schöllenen zwischen Göschenen und dem Urnerloch. Der Maler Carl Blechen schuf 1833 das Oelgemälde «Der Bau der Teufelsbrücke» und gab den Baufortschritt vom Oktober 1829 wieder.

K.E. Müller sprühte vor Ideen: Strassen-, Wasser- und Hochbauten, aber auch Bergwerks- und Tourismuspläne erfüllten ihn. Der erste grosse selbständige Auftrag erreichte ihn 1840 aus Bern, wohin er zum Projekt und zum Bau der Nydeggbrücke geholt wurde und das Werk erfolgreich zu Ende brachte. Im Sonderbundskrieg wurde der inzwischen als Luzerner Regierungsrat gewählte Ingenieur Kommandant der Gotthardexpedition, der einzigen militärisch erfolgreichen Operation des Sonderbundes. Nach 1847 erfolgte ein politischer Neubeginn in Uri, der ihn in die Regierung führte. Hier engagierte er sich auch als erfolgreicher Unternehmer durch die Gründung der Postdampfschiffahrtsgesellschaft auf dem Vierwaldstättersee und durch verschiedene Papierfabriken in der Innerschweiz. Ein wichtiges Werk K.E. Müllers war in jenen Jahren die Reussverbauung im Talboden Uri. Öfters bedrohten Überschwemmungen die Reussebene zwischen Amsteg und dem Urnersee.

Ein seltsames Kapitel in seinem Leben war das Cernik-Abenteuer. Verschiedene Sonderbundsführer planten nach 1848, auswärts eine neue Existenz aufzubauen. Vinzenz Müller, ein Verwandter von K.E. Müller, versuchte eine Herrschaft in Slawonien (Kroatien) zu erwerben. Dieses Kolonisationsabenteuer missglückte und hinterliess bei allen beteiligten Personen Ärger und finanzielle Verluste.

Der Bau der katholischen Kirche in Bern 1858–62 brachte ihm wieder beruflichen Erfolg. Wenn am Ende ein böser Streit zwischen Pfarrer Baud und K.E. Müller stand, so handelte es sich hier letztlich um eine interne ernerische Auseinandersetzung, da hinter Baud der 1856 aus dem Exil heimgekehrte Konstantin Siegwart-Müller stand. Der damalige schweizerische Katholizismus wurde durch diesen Streit unheilvoll zerstritten, obwohl Nuntius Bovieri immer wieder versuchte, vermittelnd einzugreifen. K.E. Müller war massgeblich am Bau der Urnerstrassen Axen, Furka und Oberalp beteiligt. In den sechziger Jahren arbeitete er erfolgreich an den Grundlagen für die Gründung und den Bau der Gotthardbahn. Sein letztes grosses Werk war die Schaffung des Kantonsspitals Uri in Altdorf.

K.E. Müller ist jene Persönlichkeit des Urnerlandes, die trotz politischer Gegensätzlichkeit die Verbindung zum radikal geprägten Bundesstaat gefunden und auf diese Weise zur Versöhnung der 1847 zerstrittenen Eidgenossenschaft beigetragen hat.

**Görres-Studien. Festschrift zum 150. Todesjahr von Joseph von Görres**, hgg. von *Harald Dickerhof*, Paderborn-München-Wien-Zürich, Ferdinand Schöningh, 1999, 232 S.

Anlässlich des 150. Todesjahres (1848–1998) gedachte die Görresgesellschaft ihres Namensgebers mit einer Festschrift. Dem Publizisten Joseph von Görres war es dank seines letzten Werkes «Aspekte an der Zeitenwende. Zum neuen Jahr 1848» zu verdanken, dass der katholische Bevölkerungsteil Deutschlands die revolutionäre Herausforderung des Jahres 1848 dank der Berufung auf das Volk in den Piusvereinen und der Petitionsbewegung bewältigen konnte.

In zwölf Beiträgen versuchen die Autoren, dem späten Görres, der bislang in der Forschung zu kurz gekommen war, gerecht zu werden. Aus ihnen erwähnen wir zwei der Arbeiten, die in einem engen Verhältnis zur Schweiz stehen. *Konstantin Maier*, 1987–1991 Professor für Kirchengeschichte in Luzern, seit 1991 an der Kath. Universität Eichstätt, beschäftigt sich mit dem 1826 durch Görres im «Katholik» veröffentlichten «Udligenswilerhandel» (1725–1731) im Kanton Luzern. Während seiner Schweizer Reise 1820/21 hatte Joseph von Görres die dortigen Verhältnisse und vor allem geistesverwandte Freunde kennengelernt, so das theologische «Dreigestirn» Joseph Widmer (1779–1844), Alois Gügler (1782–1827) und Franz Geiger (1755–1842). Diese bekämpften die liberale Vorstellung von der Kirche als ausschliesslich moralische Anstalt und vertraten eine ultramontane Linie.

1825 feierte ein Luzerner liberaler Freundeskreis in Udligenswil den hundertsten Jahrestag des Kirchweihfestes, von dem der ganze Handel seinen Ausgang genommen hatte. Kasimir Pfyffer erinnerte dabei an den Machtkampf von 1725 zwischen Kirche und Staat: Der Staat wollte die von den Vätern ererbten kirchlichen Rechte ausüben, die Kirche wiederum betrachtete das als widerrechtliche Anmassung. Die Stellungnahme Görres' zugunsten der kirchlichen Seite überraschte Pfyffer und seine Freunde. In Luzern waren damals die alten Gegensätze noch durchaus lebendig. Mit seinem Artikel von 1826 warf Görres den Luzerner Liberalen den Fehdehandschuh hin. Als glühender Verehrer der Schweiz wollte er damit seinen Lesern in Erinnerung rufen, dass der Schutz der Berge die Kirche in der Schweiz vor aller Verwüstung gerettet habe. Die Intervention Görres' stiess bei den Liberalen auf kein Verständnis. Diese stützten sich auf «die bewährte staatskirchliche Pragmatik» und folgten Wessenberg, während Görres «die freie Kirche gebunden an Rom» verfochte. Konstantin Maier zögert nicht, Görres' Beitrag zum Udligenswilerhandel gleichsam als Vorläufer zur kirchenpolitischen Streitschrift «Athanasius» zu den Kölnerwirren von 1838 zu bezeichnen.

*Arthur Brunhart* geht der Mystikforschung von Carl Johann Greith (1807–1882) nach, dem spätern St. Galler Bischof. Dieser galt als namhaftester Schweizer Schüler von Görres. Er machte als erster auf die deutschen Schwesternbücher der Dominikanerinnen von Töss bei Winterthur aufmerksam. Im Laufe seines Gelehrtenlebens verfasste Greith mehrere Arbeiten zur

Mystik, so «Die deutsche Mystik im Prediger-Orden» (Herder Freiburg i.Br. 1861). Dieses Werk Greiths behält seinen bleibenden Wert, weil er als erster auf damals noch unbekannte Quellen verwiesen hatte, so auf das «Fließende Licht der Gottheit» der Mechthild von Magdeburg.

In verschiedenen Aufsätzen wird immer wieder auf die Tätigkeit des Görres-Forschers Heribert Raab hingewiesen, der von 1967 bis 1990 an der Universität Freiburg Schweiz gewirkt hat.

Meggen/Luzern

ALOIS STEINER

*Christoph Baumer, Die «Renaissance». Verband Schweizerischer Katholischer Akademiker-Gesellschaften 1904–1996* (Reihe «Religion-Politik-Gesellschaft in der Schweiz, Bd.20, hgg. von Urs Altermatt), Freiburg/Schweiz, Universitätsverlag, 1998, 290 S.

Die 1904 zunächst aus einem literarisch-wissenschaftlichen Zirkel an der Universität Zürich ins Leben gerufene Studentenvereinigung «Renaissance» begriff sich als Alternativorganisation und Reformverbindung zu dem in seinen studentischen Ritualen «erstarrt» empfundenen «Schweizerischen Studentenverein» (StV). Bis 1918 entstanden ähnliche Gruppierungen an weiteren schweizerischen Universitäten. Auf dem Boden des katholischen Glaubens sollten die Mitglieder in Vorträgen und Diskussionen ausserhalb des Studiums literarisch und wissenschaftlich gebildet werden. Dieser Anspruch reiht sich in die in progressiven katholischen Kreisen seit den letzten Jahren des 19. Jahrhunderts und besonders anfangs des 20. Jahrhunderts anhebende Diskussion um die Behebung einer empfundenen katholischen «Inferiorität» gerade auch auf kulturellem und wissenschaftlichem Gebiet. In Anlehnung an den Görres-Verein in München und an den Leo-Verein in Innsbruck sowie kulturphilosophisch beeinflusst von George Goyau und Jacques Maritain, suchte die «Renaissance» die kulturell-literarische und allgemein wissenschaftliche Diskussion in den katholischen Akademikerkreisen zu fördern. Weiter sollten die studentischen Mitglieder auch im sozialen Denken und in der sozialen Arbeit geschult werden. Der Name «Renaissance» selbst repräsentiert zudem ihre reformerische Zielsetzung, das individuelle wie das gemeinschaftliche Leben auf der Grundlage der katholischen Werte zu erneuern. Die Vereinigung war zwar nicht politisch aktiv, wies aber auf publizistischem Bereich ein breites Spektrum von Mitarbeitern und eine grosse Vielfalt von Themen auf. An den Verbandstagen und in den Verbandsorganen standen geisteswissenschaftliche Themen im Vordergrund, wenn auch wiederholt solche der politischen Aktualität aufgegriffen wurden. Über die Jahrzehnte hinweg erschienen Jahrbücher, Mitteilungsorgane wie die «Renaissance Gespräche» sowie eigene Schriftenreihen.

Die vorerst als Lizentiatsarbeit an der Universität Bern eingereichte Studie Christoph Baumers über den Verband der «Renaissance» zwischen 1904 und 1996 stellt eine Pionierstudie zu einer reformkatholischen Bewegung in der Schweiz dar. Zugleich ist sie Mikrogeschichte einer Vereinigung sowie eines sich über die Jahre hinweg stets wandelnden Intellektuellenkreises und somit ein Beitrag zur Sozial- und Kulturgeschichte des Schweizer Katholizismus. Mit dem Blick in die Entwicklung der Vereinigung vom zürcherischen Verband zur gesamtschweizerischen Organisation, auf die Strukturen und das innere Leben der «Renaissance»-Gesellschaften – eindrücklich aufgezeigt etwa an der Verbandstagung von 1948 – sowie mit einer Reihe statistischer Auswertungen über die Mitgliederentwicklung in den einzelnen Sektionen präsentiert der Autor anhand der vorhandenen Verbandsarchivalien ein organisationsgeschichtlich abgerundetes Bild der «Renaissance». Anhand einzelner Vorkommnisse, die zu Auseinandersetzungen zwischen der «Renaissance» bzw. einzelner ihrer Exponenten und der Amtskirche führten, sechs längerer Porträts von für den Verband wichtigen Persönlichkeiten (Heinrich Federer, Eduard Korrodi, Carl Doka, Hans Urs von Balthasar, James Schwarzenbach) sowie ihrer verlegerischen und publizistischen Tätigkeit wird der Verband in seinem internen Beziehungsnetz dargestellt und die Wichtigkeit einzelner ihrer Exponenten für die «Renaissance» aufgezeigt.

Wünschenswert wäre im obigen Zusammenhang eine zusammenfassende Einordnung der «Renaissance» in den schweizerischen bzw. europäischen Katholizismus insbesondere auf geistes- bzw. ideologiegeschichtlicher Ebene. Dies geschieht im ideologiegeschichtlichen Teil des Buches, in welchem einzelne Themen des Untersuchungszeitraums von 70 Jahren herausgegriffen werden, zwar ansatzweise, aber noch nicht umfassend. Von besonderem Interesse wäre etwa die Rolle der «Renaissance» zum Zeitpunkt ihrer Gründung und während der ersten Jahrzehnte, vor allem ihre Situierung im reformerisch ausgerichteten Zürcher Katholizismus. Eine derartige Ausweitung könnte die durch die Einzelporträts und die Beschreibung einzelner Vorfälle im Verband bereits gelieferten Erkenntnisse breiter abstützen. Eine eingehende Rezeption der schweizerischen und ausländischen Katholizismusforschung der letzten zwei Jahrzehnte könnte in dieser Hinsicht anregende Impulse geben, um das Verständnis sowohl des reformerischen Katholizismus um die Jahrhundertwende als auch der später von der «Renaissance» eingenommenen Haltungen zu erhöhen.

Freiburg

FRANZISKA METZGER

*Lukas Schenker, Exil und Rückkehr des Mariasteiner Konventes 1874–1981. Delle-Dürnberg-Bregenz-Altdorf, Mariastein, Eigenverlag Benediktinerkloster Mariastein, 1998, 176 S.*

Der Historiker Lukas Schenker, gegenwärtig Abt des Klosters Mariastein im Solothurner Jura, legt mit diesem Buch eine aus reichen Quellen erarbeitete Geschichte des Klosters Mariastein von 1874-1981 vor. 1648 siedelte das Kloster von Beinwil, wo es um 1100 gegründet worden war, an den bereits bestehenden Marienwallfahrtsort Mariastein über. Die Übersiedlung brachte Kloster und Wallfahrtsort einen Aufschwung, der durch die Besetzung der französischen Revolutionstruppen Ende des 18. Jahrhunderts jäh unterbrochen wurde. 1802 konnte das Kloster wieder hergestellt werden, doch brachte der Kulturkampf im Kanton Solothurn die klösterliche Gemeinschaft bald in neue Bedrängnis. 1874 wurde es auf Antrieb des antiklerikalen Freisinns aufgehoben, dem das populäre Kloster ein Dorn im Auge war. Einige Mönche durften 1875 in Mariastein als Wallfahrtspriester weiterarbeiten. Die vertriebene Benediktinergemeinschaft gründete aber im französischen Delle ein neues Kloster mit einer Schule, 1901 mussten beide aus politischen Gründen wieder aufgeben. Die Benediktiner zogen weiter, zunächst ins Land Salzburg und schliesslich 1906 nach Bregenz an die Schweizer Grenze, wo sie eine neue Niederlassung aufbauten. Gleichzeitig übernahmen sie das neu gegründete Kollegium Karl Borromäus in Altdorf. Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten in Österreich wurden sie des Landes verwiesen und durften nun mit asylrechtlichem Status als Flüchtlinge in ihr altes Kloster im Schwarzbubenland zurückkehren. Es dauerte aber bis zum Jahre 1971, bis die Benediktiner ihr Kloster formell in Besitz nehmen konnten, und der Kanton Solothurn das Unrecht der Kulturkampfzeit wiedergutmachte.

Diese spannende Geschichte des Klosters Mariastein zeichnet Lukas Schenker in einer knappen, aber äusserst informativen Weise sorgfältig nach, ohne dabei einen heroisierenden oder hagiographischen Ton aufkommen zu lassen. Auch wenn dieses Buch keinen Anmerkungsapparat enthält, spürt man die wissenschaftliche Genauigkeit des Autors, der eine nüchterne Wissenschaftsprosa schreibt. Schenker erzählt die Geschichte der letzten hundert Jahre in einer für ein breites Publikum verständlichen Weise und bringt für den Spezialisten eine kurze nützliche Einführung in die Zeitgeschichte dieses Klosters im Solothurner Jura. Damit ist gewiss das letzte Wort noch nicht gesprochen. Die umfassende Geschichte – warum nicht als Autor wiederum Abt Lukas Schenker? – wird der Sozial- und Mentalitätsgeschichte in speziellen Kapiteln ein grösseres Gewicht beimessen können. Vorderhand haben die zahlreichen Freunde des Klosters einen ersten Einstieg in die Mariasteiner Geschichte, und dafür gebührt Abt Lukas Schenker Dank.

Freiburg

URS ALTERMATT